

Sezession

Autorenporträt
Peter Turchin

250 Jahre
Friedrich Hölderlin

Erik Lehnert
Der Cant

Dirk Alt
Äpfel und Birnen

Ellen Kositza
Ein Grabstein

95

April 2020
11 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Verein für Staatspolitik e.V.
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
E-Mail: redaktion@sezession.de

Vertreten durch Dr. Erik Lehnert
(Vorsitzender)

Eingetragen im Vereinsregister
am Amtsgericht Stendal,
Registernummer: 46786

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Benedikt Kaiser, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (V.i.S.d.P.) und Erik Lehnert

18. Jahrgang, Heft 95,
April 2020

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten.
Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

 Manuskripte sind übrigens stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel: (03 46 32) 90 43 99
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Editorial

Bild und Text

Grundlagen

Kurzbeiträge

Bücher

Am Tropf der Nation

von Götz Kubitschek

Ellen Kositza hat mir jüngst eine Freude damit bereitet, daß sie an Jutta Ditfurth auf deren Bettelzeilen hin 2,18 Euro überwies. Ditfurth, deren Leben aus einem weit jenseits der Schamgrenze angesiedelten Kampf »gegen rechts« und »für Abtreibung« besteht, wollte noch vor Wochen laut hustend und betont langsam an AfD-Wahlkampfständen vorbeischlendern, um ihre Bronchitis unters Volk zu bringen. Bisher ernährte sie sich von steuergeldsubventionierten Vortragshonoraren, aber dieser Zirkus gibt keine Vorstellungen mehr. Nun liegt sie weinend und kinderlos in ihrer Frankfurter Wohnung und bettelt um Geld.



Ebenfalls in »Not« geraten sind jede Menge freischaffender Künstler, also Theaterleute und Autoren und Kabarettisten undsoweiter. Auch diese Leute hängen am staatlichen Tropf, an gesponserten Auftritten, an einem Förderkarussell, das in einer linksliberalen Blase seine Runden drehte. Auf solchen Bühnen und in solchen Texten geht es seit Jahren mit billigster Münze fleißig gegen rechts. Ich weine diesem Gesellschaftstheater keine halbe Träne nach und stelle mir gerade eben recht gern das seltsame Gefühl vor, das die »Macher« dieser Überflüssigkeiten nun beschleichen muß: etwas betrieben zu haben, das keine Sau braucht.

Wenn schon Kositzas und meine Freude über die Absage der Leipziger Buchmesse groß war, so wird sie bei jeder Hiobsbotschaft aus der Buchbranche noch größer. Neulich las ich ein nicht dummes Schreiben eines linken Verlegers, dessen Verlag es schaffen wird. Er verwies auf die vielen Kollegen, die es nicht schaffen könnten, deren Verlage mit Auflagen von 400 Exemplaren wirtschafteten – mit Stückzahlen also, von denen natürlich kein Verlag, geschweige denn ein Autor leben kann. Auch hier: Zuschußnetzwerke, staatliche Töpfe, Betteleien um Soli-Käufe.

Der Versandriese amazon hat mitgeteilt, daß er bis auf weiteres keine Bücher mehr von irgendjemandem bestellt: Alle Lagerkapazitäten sind für Hygiene- und Medizinartikel freizuhalten. Da der lokale Buchhandel stillgelegt ist, kaufen auch die Grossisten keine Bücher mehr ein. Das bedeutet: Jetzt geht es denjenigen Verlagen an den Kragen, die es nicht für nötig hielten, einen eigenen Vertrieb aufzubauen. So ist es immer: Wer gemästet wird, wird unbeweglich.

Nur mal zum Vergleich: Antaios druckt keines seiner Bücher unter tausend Exemplaren, meist gleich zweitausend, und wird sie immer alle los. Keines unserer Bücher wird staatlich oder von einem privaten Sponsor gefördert, wir beschäftigen vier Mitarbeiter auf vollen Stellen und haben ordentliche Werksverträge mit den Setzern und Autoren. Sollte es in den kommenden Wochen mal schwieriger werden, bringen wir den Garten auf Vordermann und bilden uns weiter. Flankiert wird das Ganze durch die *Sezession,* deren 95. Ausgabe Sie gerade zu lesen beginnen. Unsere Zeitschrift hat über 4000 Abonnenten. Das bedeutet: Sie kommt seit Jahren ohne jeden Zuschuß aus, und die Seitenhonorare, die wir bezahlen können, sind auf einem sehr guten Niveau.

Wir selbst brauchen die Solidarität unserer Nation nicht, um für sie und für ihre hoffentlich gute Zukunft unsere Arbeit zu machen. Diejenigen aber, für die das »Wir« der Nation eine überholte, eine geradezu krankhafte Angelegenheit ist, hoffen nun auf die Solidarität eben jener Ordnungsstruktur, von der sie nichts halten. Der Tropf der Nation, an dem diese Leute und ihre überflüssigen Strukturen hängen, ist ihrem Sachverstand nach irgendwo oben in der Grenzenlosigkeit aufgehängt. Sie werden sich wie stets zurechtlügen, daß es nicht das »Konstrukt Nation« ist, das ihnen bis in den Herbst die Mieten und Einkäufe zahlen soll.

Ihnen wird auch weiterhin der Stolz fehlen, sich nicht wie Schmarotzer zu verhalten und sich durchfüttern zu lassen. Dabei könnten sich diese Kreativen doch einfach etwas einfallen lassen: Nichts nämlich macht kreativer als eine Notsituation, nichts fetter als Zuschüsse, nichts infantiler als Taschengeld. Ich bin dafür, daß sich diese Leute nun allesamt auf die Socken machen und entweder den strapaziösen Saisonberuf des Spargelstechens erlernen oder sich einen privaten Mäzen suchen. Wenn diese Leute dann weiterhin in der Lage sind, abends auf ihren Balkon zu treten und sich ihr Verantwortungsbewußtsein durch Applaus gegenseitig zu bestätigen: Hut ab. So kraß war es seit 1945 wirklich nicht mehr … ■

Heute wie damals?

von Ellen Kositza

Wie heißt es heute? Abgesagte Bundesligaspiele habe es »zuletzt 1945« gegeben! Massiven Schulausfall, nur noch zweilagiges Toilettenpapier, nur noch Vollkornnudeln in den Regalen etc.: dito? Manche Lautsprecher wähnen uns heute in einer »Krise«, die der von anno 1945 vergleichbar sei. Vermutlich kommt es dabei auf die Perspektive und den Ausgangspunkt an.

Wenn ich meine Eltern frage, welche Qualität das Klopapier in ihrer Kindheit hatte, erinnern sie sich an Zurechtschneidearbeiten von Zeitungen. Was war damals doch gleich nochmal? Die Rede von der glücklichen »Befreiung« 1945 dominiert heute die Narrative – und bald darauf begann ja im Goldenen Westen das Wirtschaftswunder (pardon, nein, das begann erst mit den Gastarbeitern) und das Jahrzehnte währende »große Fressen« mit Saumagen, Döner und vierlagigem Klopapier (sprechender Markenname: »Happy End«).

Tatsächlich fand vor 75 Jahren in den deutschen Ostgebieten das statt, was heute unter »Flucht und Vertreibung« etikettiert wird. Meine Eltern waren beide betroffen. Mein Vater stammt aus Niederschlesien. Ihn und seine Familie ereilte der Vertreibungsbefehl im Winter 1946. Binnen zwölf Stunden hatten die Einwohner von Kunzendorf, heute: Dziadowa Kłoda, Sack und Pack zusammenzuraffen, um sich auf den Vertreibungstreck gen Westen zu begeben. Ein Votum gab es nicht. Mein extrem unsentimentaler Vater (damals sechs Jahre alt) hat den polnischen Soldaten mit dem Gewehr noch heute vor Augen. Einzelne Worte und Befehle hat er memoriert.

Mutter lebte in Oberschlesien nahe Oppeln. Dort durfte bleiben, wer »für Polen votierte«, das heißt, wer als Deutscher einwilligte, fortan Pole zu sein. Der Vater meiner Mutter war anno 1945 erst erschossen, dann von einem russischen Panzer zermalmt worden. Er war Bahnangestellter und niemals Soldat gewesen. Es hatte ihm nicht geholfen. Er hatte sich mit Kollegen im Wald bei Proskau versteckt. Einmal kam er heraus und schlich ins Dorf, um nach der Jüngsten seiner fünf Kinder zu sehen, das war meine Mutter, die er noch kaum kannte. Ein Kollaborateur, ein Nachbar, verpfiff ihn an die neue Besatzungsmacht. Meine Großmutter Franziska, streng katholisch, versuchte alles, um ihn zu retten. Sie warf sich – ihre Kinder waren zugegen, die beiden großen Söhne, 13 und 15, wurden dann gleich mitgenommen und zur Zwangsarbeit verpflichtet – vor ihren Mann, zog ihren Ehering ab und rief: »Nehmt mich, nehmt alles, aber laßt mir Vinzent!« Umsonst.

Sie blieb, als es vorbei war. Wohin hätte sie als Witwe fliehen sollen? Das war jetzt Polen. Die deutsche Sprache war hier fortan verbannt. Das wurde streng überwacht, es gab Horcher am Küchenfenster, die dafür sorgten, daß auch häuslich polnisch gesprochen wurde. Als meine Mutter mit ihrer Mutter und den Geschwistern 1958 nach Westdeutschland ausreisen durften, sprachen sie Deutsch wie Ausländer.

Ich habe vor längerer Zeit zahlreiche Verwandte und Bekannte nach ihren Erlebnissen von »damals« befragt und etliche Audioaufnahmen angefertigt, für ein Projekt an der Gutenberg-Universität Mainz. Die Antworten sind für mich noch heute interessant. Übereinstimmend waren es »Mongolen«, also außereuropäische Truppenteile, die 1945 über die Oder stürmten. Übereinstimmend: Es gab keine Gnade.

Im Heimatdorf (früher: Groß Schimnitz; zur nationalsozialistischen Zeit Groß Schimmendorf, hinterher Zimnice Wielkie; seit 2010 zweisprachiger Ortsname) meiner Mutter wurden damals binnen weniger Tage 164 von etwa 700 Einwohnern getötet. Die Anzahl der vergewaltigten Frauen liegt naturgemäß im Dunkeln. Ich weiß von drei sogenannten Russenkindern in diesem strengkatholischen Dorf. Man könnte da leicht Hochrechnungen anstellen.

Der hier abgebildete Grabstein steht im Nachbarort Gottesdorf. Gottesdorf hieß vorher Boguschütz und nach der polnischen Vereinnahmung Boguszyce. In den Tagen zwischen dem 28. und dem 30. Januar 1945 starben etwa 200 Einwohner von Gottesdorf sowie 100 bis 150 weitere Zivilisten, die aus der nahegelegenen Kreisstadt Oppeln und umliegenden Orten stammten und in Gottesdorf Zuflucht gesucht hatten.

Schauen wir uns dieses polierte, einigermaßen modern daherkommende (also nüchterne, unpathetische) Grabmal der Familie Gielnik genau an: Hier ist der Tod von drei männlichen und fünf weiblichen Familienangehörigen verzeichnet. Zuerst, nämlich am 28. Januar, kam der Vater, Ignatz, um. Wahrscheinlich ist, daß er



einen ähnlichen Rachetod starb wie mein Großvater. Am Tag drauf wurden seine Frau Maria ums Leben gebracht sowie fünf seiner sechs Kinder. Maria, die dreizehnjährige und damit jüngste Tochter, mußte noch einen Tag länger herhalten.

Was wäre hier Pietät? Schwamm drüber – denn an deren Leid zu erinnern hieße, das Leid der NS-Opfer zu schmälern? Ist es vermessen, zu mutmaßen, daß die Gielniks letzten Endes ebenfalls NS-Opfer waren? Daß man für seine Abstammung nichts könne, daß es eigentlich einerlei sei, woher eine/r stamme, ist mit Blick auf heutige Flüchtlingsströme das offiziöse Gebot der Stunde. Ich habe in den vergangenen Monaten und Jahren im gebührenfinanzierten Öffentlichen Rundfunk zahlreiche Beiträge zum Völkermord an den Herero und Nama gehört. Auch den türkischen Völkermord an den Armeniern hält man wacker im Gedächtnis. Ich habe recherchiert, daß seit 2015 am 20 Juni zeitgleich zum »Weltflüchtlingstag« (übrigens ein unfreiwillig und unpassend lustiger Begriff) in Deutschland »insbesondere der deutschen Vertriebenen gedacht« werde. Achso? Schlägt sich das irgendwo (öffentlichrechtlicher Rundfunk, Regierungsansprachen, Schulunterricht) nieder? Nein. Die »zwölf bis 14 Millionen« deutscher Vertreibungsopfer (in meiner Schulzeit hieß es noch: 20 Millionen) seien, so lese ich auf den gängigsten Netzseiten, im Todesfall vor allem an »mangelnder Hygiene«, »Nahrungsmittelknappheit« »Erschöpfung« und »fehlendem Heizmaterial« zugrunde gegangen.

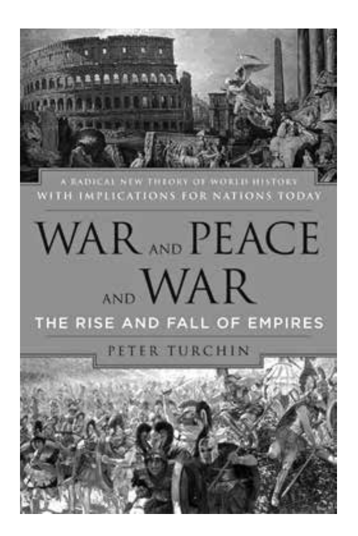
Widrige Umstände also bloß, kein dreilagiges Klopapier mehr? Bitte: Habt acht – die Toten mahnen uns. Es gibt schlimme Zeiten. Es gab schlimmere. ■



Asabiya und Cliodynamik: Porträt Peter Turchin

von Johannes Konstantin Poensgen

Große wissenschaftliche Entdeckungen kommen oft aus unerwarteter Richtung. Peter Turchin, Vater der Kliodynamik und bekannt für seine Prognosemodelle zivilisatorischer Zyklen von Integration und Desintegration, datiert den Beginn seiner Forschungen auf seinen Besuch der Kathedrale von Chartres im Alter von 21 Jahren, als er die Sowjetunion verließ. Kurz darauf belegte der junge Biologiestudent einen Universitätskurs in gotischer Kunst und Architektur. Die Frage, die ihn umtrieb, betraf jedoch nicht das ideale Maßverhältnis des Chors zum Kirchenschiff, sondern das Warum überhaupt. Warum hatten die Menschen des europäischen Mittelalters diese gigantischen Kathedralen errichtet?



Darüber wurde Turchin einer jener Wissenschaftler, welche die noch in den Neunzigern dominierende Rational-Choice-Theorie zur Erklärung zwischenmenschlicher Kooperation fundamental in Frage stellten und sich Evolutionsmodellen zuwandten, die von Mehrebenenselektion ausgehen und so die »Ultrasozialität« erklären: die menschliche Fähigkeit zur Bildung abstrakter Großgruppen wie Nationen, aber bereits schon mittlerer Städte, in denen jedes einzelne Gruppenmitglied nur einen kleinen Teil der anderen Mitglieder persönlich kennt und mit noch weniger direkt verwandt ist. Dabei ging Turchin allerdings nicht in die Richtung anderer, später oft im politisch dissidenten Bereich anzutreffender Wissenschaftler, die die genetische Komponente menschlicher Kooperationsbereitschaft eforschten, sondern konzentrierte sich auf die kulturelle Evolution. Ob dies einer aufrichtiger Überzeugung entsprach oder doch dem Wunsch, seinen Lehrstuhl und seine wissenschaftliche Reputation zu behalten, läßt sich wie in vielen ähnlichen Fällen nicht genau sagen. Auf biologische Humanevolution kam Turchin jedenfalls erst viel später, in seinem 2016 erschienenen Buch *Ultrasociety* zurück, das sich weitestgehend mit der vorgeschichtlichen Entwicklung menschlicher Kooperationsfähigkeit befaßt.

»Die Mehrheit der Sozialwissenschaftler betrachteten Kooperation und gemeinsame Solidarität als irgendwie ›weich‹ und unwissenschaftlich, während sie (und das galt besonders für die Ökonomen), die Vorzüge der ›Rational-Choice-Theorie‹ priesen, welche das kollektive Verhalten menschlicher Massen erklärte, indem sie annahm, daß alle Leute rein eigeninteressiert handeln.«

Peter Turchin: *War and Peace and War, The Rise and Fall of Empires*, S. 104f.

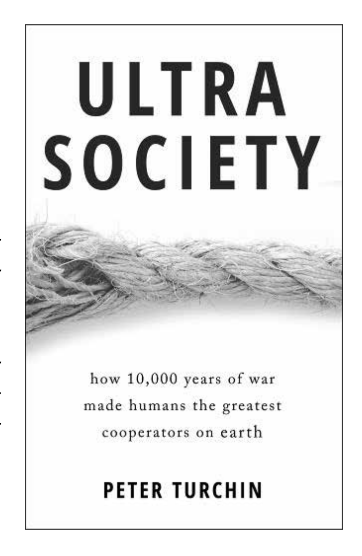
Mehr als irgendeinem modernen Wissenschaftler verdankt Turchin jedoch dem großen nordafrikanischen Soziologen des 14. Jahrhunderts, Ibn Khaldun. Dessen Begriff der »Asabiya« für den Zusammenhalt von Gruppen und ihre Fähigkeit zum gemeinsamen Handeln hat Turchin übernommen, und ein Großteil seines Werkes befaßt sich mit der Frage, unter welchen Bedingungen Asabiya entsteht und wieder schwindet. Dies führte Turchin mit seinem 2006 erschienenen Buch *War and Peace and War* fast zwangsläufig zum ältesten Unterfangen der Geschichtsphilosophie, dem Versuch die Gesetzmäßigkeiten hinter dem Aufstieg und dem Fall von Großreichen zu ergründen. Turchins These zur Gründung von Großreichen lautet folgendermaßen: Großreiche entstehen um eine imperiale Nation herum, die aufgrund einer metaethnischen Grenze einen besonders hohen Grad an Asabiya erworben hat. Als methaethnische Grenze (von griechisch »meta« jenseits und »ethnos« Volk) bezeichnet Turchin geographische Bruchlinien, an denen radikal verschiedene ethnische Großgruppen aufeinandertreffen. An diesen Bruchlinien ist nicht nur

der Druck äußerer Feindschaft besonders hoch und fegt Gruppen hinweg, die keinen starken inneren Zusammenhalt und keine Kultur persönlicher Opferbereitschaft entwickeln; die ganz Fremden auf der anderen Seite erleichtern auch die Integration verwandter Völkerschaften in das Reich der imperialen Nation, welche ansonsten entschieden auf ihrer Unabhängigkeit bestanden hätten. Turchin gelingt es, diese These durch eindrucksvolles empirisches Material zu untermauern. So kann er aufzeigen, daß alle größeren Staaten, die auf den Trümmern des römischen Reiches entstanden, ihren Ursprung innerhalb der nur sieben Prozent der europäischen Landfläche ausmachenden Hundert-Meilenzone um die römischen Grenzen hatten. Das gilt etwa für Byzanz, welches aus der Bevölkerung auf der römischen Seite der illyrisch-dakischen Grenzregion geschmiedet wurde. Im dritten Jahrhundert stellte Illyrien zehnmal so viele Soldaten wie Italien. Eine Umkehr der Verhältnisse des 1. Jahrhunderts. Diokletian, wie auch der Vater Konstantins des Großen waren Söhne illyrischer Bauern.

»Es läßt sich eine Skala der heutigen Asabijjen entwerfen, in der die Deutschen in der Nähe des Schlusses stehen.«

Gerhard Nebel: *Sokrates,* Stuttgart 1966, Seite 33.

Auch Rom selbst wuchs erst aufgrund der alle Italiker bedrohenden gallischen Gefahr zum Weltreich heran. Und es besteht große Ähnlichkeit zwischen Ataman Jermak Timofejewitsch, der 1582 die Tartaren jenseits des Urals bei Sibir schlug, und dem »Schwert Allahs«, dem frühislamischen Feldherrn Khalid ibn al-Walid, der 633 den ersten erfolgreichen Zug gegen die Perser durch die irakische Wüste führte. Kosaken wie Araber waren durch die ständige Gefahr der Grenzregion und durch einen monotheistischen Glauben zu einer festgefügten, schlagkräftigen Einheit zusammengeschmiedet und überwanden selbst tief im Feindesland zahlenmäßig zwar überlegene, doch innerlich uneinige Feinde. Im späteren Aufsatz »A Theory for Formation of Large Empires« zeigte Turchin auf, daß von vier Ausnahmen abgesehen alle 65 Staaten, die vor 1800 eine Ausdehnung von über einer Million Quadratkilometern erreichten, an der Grenze zwischen nomadischen Steppenvölkern und seßhaften Bauern entstanden. Er entwickelte daraus die These der »Spiegelimperien«, wonach an diesen Steppengrenzen Nomaden wie Agrarstaaten einander durch ihre gegenseitige Feindschaft zu immer größeren Staatsbildungen und Zusammenschlüssen zwangen, so daß oft gleichzeitig auf einer Seite ein agrarischer Großstaat, auf der anderen Seite eine Großföderation der Nomadenstämme entstand.



Ein hieraus ableitbarer offensichtlicher Grund für den Niedergang von Imperien besteht darin, daß erfolgreiche Großreiche die metaethnische Grenze von sich fortschieben und damit die Quelle ihrer Asabyia verlieren. So geschah es dem ehemaligen römischen Grenzland am Rhein, das die europäischen Reiche des 1. Jahrtausends, darunter das Frankenreich, hervorbrachte, doch ab dem 12. Jahrhundert eine zersplitterte politische Nullität und Spielball fremder Mächte ist. Die einzige Ausnahme von dieser Regel bildete China: An der großen innerasiatischen Steppengrenze zu den Mongolen und Turkvölkern gelegen, wurde es über zweitausend Jahre hinweg immer wieder von dieser Grenze aus vereinigt.

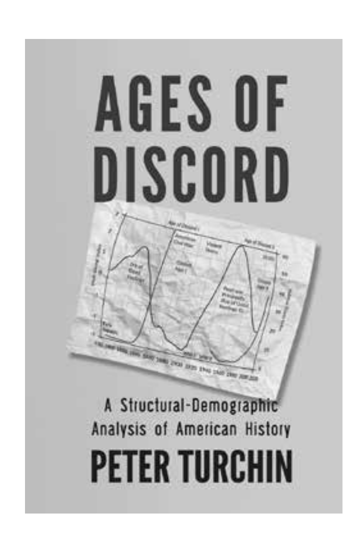
Imperiale Nationen sind zu Beginn, an der Grenze (!), meist sehr egalitär und von hoher sozialer Mobilität und Aufstiegschancen geprägt. Die hohe Ungleichheit und Kastenbildung späterer Tage löst auch die stärkste Asabiya auf. Doch sind auch kleinere Zyklen von Integration und Desintegration nachweisbar, die nicht nur für Imperien gelten und hier betreten wir den eigentlichen Bereich der Kliodynamik. Kliodynamik ist der Versuch, die Geschichte mittels der Theorie nonlinearer Dynamiken zu begreifen. Ihre Methodik gleicht am ehesten derjenigen, die in den Naturwissenschaften zum Verständnis von Ökosystemen verwendet wird. Die Kliodynamik postuliert keine Berechenbarkeit der Weltgeschichte. Der Grund dafür liegt in den Modellen selbst. Cliodynamische Modelle stellen die Interaktionen und Wechselwirkungen verschiedener Einzeldynamiken dar. Der springende Punkt ist, daß lineare oder zumindest einfach berechenbare Einzeldynamiken im Zusammenspiel zu nonlinearen, bei ausreichender Zeit und Komplexität zu chaotischen Dynamiken führen. Das bedeutet auch, daß die Modelle nicht beliebig komplex sein können, weil sonst bereits kleinste Fehler ins Chaos führen. Die einzige Lösung ist die Zerlegung der Theorie in Einzelmodelle. Diese sind jedoch »dynamisch unvollständig« und bilden nicht alle Rückwirkungen ab. Zudem kann gemäß dem Schmetterlingseffekt bei entsprechender Aufskalierung selbst eine kleine, unkalkulierbare Ursache große Wirkungen entfalten. Napoleons Anwesenheit auf dem Schlachtfeld entsprach, so eine Kalkulation, 30 Pro-

»Nur aus der ›aschabijjah‹ erwachsen Staatlichkeit, Stadtleben und Kultur, aber eben dadurch wird sie auch geschwächt und schließlich zerstört.«

Ernst Nolte: *Historische Existenz,* München 1998, Seite 441.

zent zusätzlicher französischer Truppen. Durch ihre Hierarchisierung und die Größe ihrer Organisation sind menschliche Verbände auf in der Natur einzigartige Weise für diese Aufskalierung von Individualhandlungen geeignet. Treitschkes Mann, der Geschichte macht, steht nicht im Gegensatz zu cliodynamischen Erkenntnissen.

Die Grundansätze von Turchins cliodynamischer Zyklentheorie sind bereits in *War and Peace and War* und dessen Vorgänger *Historical Dynamics* von 2003 angelegt. 2009 arbeitete er sie mit Sergey A. Nefedov in *Secular Cycles* weiter aus und unterfütterte sie mit weiteren Fallstudien. Sie beruhen auf drei Grundannahmen über die langfristigen Dynamiken einer Agrargesellschaft. Die erste stammt von Malthus. Die Bevölkerung steigt schneller als die verfügbaren Produktionsmittel. Vor allem Ackerland ist begrenzt. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis. Zu Beginn eines Zyklus steht einer geringen Bevölkerung viel Land zu Verfügung. Pachtsummen sind gering, Löhne hoch und die Gesellschaft ist vergleichsweise egalitär. Mit steigender Bevölkerungszahl wird das Verhältnis von Menschen und verfügbarem Land ungünstiger. Der Lebensstandard der einfachen Menschen fällt, doch die Reichen, die für ihren Landbesitz nun mehr Pacht und Abgaben verlangen können und wegen dem Arbeitskräfteüberschuß geringeren Lohn zahlen müssen, werden reicher. Auch tritt der sogenannte Matthäus-Effekt ein. Wer in der allgemeinen Not hat, dem wird gegeben. Er kann die Produktionsmittel seiner verelendeten Nachbarn aufkaufen. Dieser Zustand dauert an, bis sich die Bevölkerungsdichte, durch Krieg, Hunger und Seuchen, nicht zuletzt aber durch niedrige Geburtenraten wieder verringert hat, wodurch sich auch die Einkommen wieder annähern.





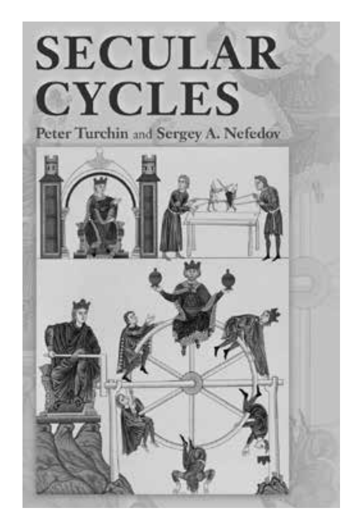
© peterturchin.com

Turchin stellt allerdings fest, daß die Wirklichkeit nicht in reinen Malthuszyklen verläuft. Sondern daß sich die Zeit abnehmender Bevölkerungszahl meist zu einer langdauernden Krisenzeit voll innerer Auflösung und häufiger Bürgerkriege ausdehnt. Dazu macht er die Beobachtung, daß sich die Elite während der Blütezeit, vor allem aber zu Beginn der Krise, schneller vermehre als das gemeine Volk, zum einen durch bessere Hygienebedingungen, vor allem aber durch sozialen Aufstieg über den Matthäus-Effekt. Turchins zweite Grundannahme ist, daß diese Elitenüberproduktion mittelfristig zu erbitterten Verteilungskämpfen führe, sowohl zwischen den Eliten, als auch zwischen oben und unten, weil Elitenangehörige immer mehr aus dem verarmten Volk herauspressen müßten, um ihren eigenen Status zu wahren. Dazu kämen als dritter Faktor Staatskrisen aus Mangel an Geldmitteln. Nicht nur verringere sich die Steuerbasis, auch Eliten, die ihren Status aus eigenen Einkünften nicht mehr bestreiten

»Zwischen 2000 und 2010 stieg die Zahl der Kandidaten für das Repräsentantenhaus um 54 %, die für den Senat um 64 %. Das Center for Responsive Politics definiert einen ›Millionärskandidaten‹ als jemanden, der mindestens eine halbe Million Dollar aus der eigenen Tasche für seine Kampagne ausgibt. Gemäß dieser Definition hat sich zwischen 2004 und 2010 die Zahl solcher Millionärskandidaten beinahe verdoppelt. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die empirischen Trends vollständig mit der strukturell-demographischen Prognose übereinstimmen. Sowohl die Zahl der Kandidaten, als auch die wachsenden Kosten der Amtsbewerbung scheinen einen steigenden innerelitären Wettbewerb widerzuspiegeln.«

Peter Turchin: *Ages of Discord, A Strucutral-Demographic Analysis of American History*, S. 231f.

könnten, zapften den Staatshaushalt für Posten und vor allem Pfründe an. Unzufriedenheit der Massen und Eliterivalität unterminierten den Staat, staatlicher Kontrollverlust wiederum, vor allem das Ende seiner Sicherheitsgarantien, schlüge unmittelbar auf die Produktionskapazität durch. Durch diese Wechselwirkungen schaukle sich die Krise hoch, welche sich erst nach Jahrzehnten wieder entspannt, wenn sich der Unterschied zwischen Elite und Bevölkerung durch Krieg, Mord und sozialen Abstieg wieder verringere. Reicht die übriggebliebene Asabyia aus, könne es dann einen erneuten Aufschwung geben. So kommt es, daß in der Geschichte agrarischer Staaten, entgegen der These Gunnar Heinsohns, die großen Konflikte bei abnehmender, nicht zunehmender Bevölkerungszahl auftraten. Die Gesamtzeit eines solchen Jahrhundertzyklus betrug zwischen 200 und 300 Jahren.



In *Ages of Discord* beschäftigt sich Turchin dann mit der für uns drängenden Frage, ob diese Dynamiken mit der Industrialisierung und der Postindustrialisierung der Vergangenheit angehören. *Ages of Discord* ist auch das formal mit Abstand anspruchsvollste seiner Bücher, er präzisiert und formalisiert darin seine früheren Theorien. Sein Untersuchungsobjekt sind hierbei die Vereinigten Staaten von Amerika, beginnend mit der soziologischen Vorgeschichte des Sezessionskrieges. Seine Antwort auf die oben gestellte Frage lautet Nein. Die Jahrhundertzyklen der Agrargesellschaften bestehen weiterhin. Turchin modifiziert allerdings seine Modelle. Anstelle der Malthusgrenze in der Lebensmittelproduktion stehen jetzt sinkende Reallöhne durch ein Überangebot an Arbeitskraft. Der Lebensstandard der Bevölkerung wird nicht mehr in Weizenäquivalenten sondern im Verhältnis zum Bruttosozialprodukt pro Kopf angegeben. Turchin nennt dies den relativen Lohn. Zudem kommt zu den bisherigen drei Faktoren: Bevölkerung, Elite und Staat ein vierter hinzu. Instabilität, welche Phänomene von radikalen Ideologien, Unruhen bis hin zu Bürgerkriegen umfaßt, wird als eigenständiger Faktor gewertet, der mit den anderen drei interagiert.

Turchin modifiziert den 1991 von Goldstone entwickelten Political Stress Indicator (PSI), dessen drei Indikatoren (Massenmobilisierbarkeit, Elitenmobilisierbarkeit und Staatsfinanzprobleme) er aus Unterfaktoren zusammensetzt. Heinsohns »youth bulge« (also: Jugendüberschuß) ist hier enthalten, fällt aber nur mit einem Drittel der Massenmobilisierbarkeit, insgesamt also mit einem Neuntel ins Gewicht. Ebenso formalisiert Turchin die noch kürzeren, etwa 50-jährigen Vater-Sohn-Zyklen politischer Instabilität, nach denen auf eine Generation, die selbst Krieg erlebt hat, eine Zeit des Friedens selbst unter instabilen sozioökonomischen Bedingungen folgt, bis eine neue Generation am Ruder ist. Turchin zeichnet zwei Jahrhundertzyklen der amerikanischen Geschichte nach. Einen von der »Era of good Feelings« in den 1820ern über den Bürgerkrieg bis zur inneren Konsolidierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, einen zweite von den 1950ern an. Der zweite befindet sich heute – mit sinkenden relativen Löhnen, sich rapide verschärfender Elitenkonkurrenz und ausufernden Staatsschulden – bei PSI-Werten, die nicht nur denen vor dem Sezessionskrieg, sondern auch denen vor dem englischen Bürgerkrieg im 17. Jahrhundert gleichen. Die Zeichen stehen auf Sturm. Daß Turchin einen wesentlichen modellexternen Faktor zugestehen muß – es handelt sich um das Sinken der relativen Löhne ab den 1970ern, bedingt vor allem durch Einwanderung und Frauenarbeit –, ändert nichts an der Prognose für die politische Stabilität. In Punkto Einwanderung ist das Gegenteil der Fall.

Was können wir Deutsche von Turchin lernen? Viele Entwicklungen, die er für Amerika diagnostiziert, sind auch bei uns wahrnehmbar. Wichtig ist auf lange Sicht: Die Globalisierung hat metatehnische Bruchlinien mitten durch unsere Städte gezogen. Es ist nicht klar, wohin das führen wird. Eine wichtige Erkenntnis Turchins ist jedoch, daß die dazugehörige kulturelle Evolution Zeit braucht. Multikulti führt nicht zur plötzlichen Einheit des Volkes, aber es bleibt auch nicht folgenlos. Die Evolution von Asabiya dauert. Drei Jahrhunderte vor Jermak Timofejewitschs Sieg über die Tataren bei Sibir ließen sich die russischen Fürsten einzeln von der Goldenen Horde verspeisen. Auch unsere Vorfahren brauchten zwei Jahrhunderte Krieg mit den Römern, bis sie davon absahen, ihre Führer zu ermorden, sobald die Legionen im Winterquartier waren. ■

Literaturhinweise:

Peter Turchin: *Historical Dynamics, Why States Rise and Fall,* Princeton 2003;

ders.: *War and Peace and War, The Rise and Fall of Empires,* New York 2006;

ders.: »A Theory for Formation of Large Empires«, in: *Journal of Global History* 4 (2009), S. 191–207;

Peter Turchin, Sergey A. Nefedov: *Secular Cycles,* Princeton 2009;

Peter Turchin: »Toward Cliodynamics – an Analytical, Predictive Science of History«, in: *Cliodynamics,* Band 2, Heft 1 (2011), S. 167–186;

ders.: »Dynamics of political instability in the United States, 1780–2010«, in: *Journal of Peace Research,* Band 49, Heft 4 (2012), S. 577–591;

ders.: *Ultrasociety, How 10.000 years of war made humans the greatest cooperators on earth,* Chaplin, Connecticut 2016;

ders.: *Ages of Discord, A Structural-Demographic Analysis of American History,* Chaplin, Connecticut 2016.

Was wollen wir noch mit Hölderlin?

Ein Briefwechsel zwischen Ivor Claire und Götz Kubitschek

SCHNELLRODA, 21. FEBRUAR 2020

Lieber Ivor,
als ich neulich in Berlin war und zwei Stunden herumbringen mußte, erwog ich einen Museumsbesuch. Aber: Ich mag Museen nicht, denn sie schneiden das, was sie zeigen, vom Leben, also: vom Fortgang des Lebens ab. Das Museale ist immer ein Beleg dafür, daß etwas im Weg herumstand. Ich setzte mich also in ein Café und las ein wenig in Rüdiger Safranskis gerade erschienener Hölderlin-Biographie, aber nicht lange: Im Grunde ist diese Biographie nämlich auch museal – ein Fertigwerden, Ausstellen und Ablegen. Man wird jetzt, im Jubiläumsjahr, auch mit Hölderlin und seiner Dichtung fertig, betrachtet das alles als abgeschlossenes Ding, als Gegenstand, und wenn man ein Stündchen durch die Verse spaziert ist, geht man wieder zum Ausgang, sagt »Auf Wiedersehen« (»Lebewohl« wäre zu unhöflich), läßt den Dichter und seinen Anspruch zurück, weiß aber jetzt ein bißchen mehr über ihn und ist deshalb mit sich selbst nicht unzufrieden.

Ich hatte aber, als ich über diesen abgelegten Hölderlin nachdachte, Deinen Satz im Ohr, den Du äußertest, als ich Dir vor Jahren von meiner Idee erzählte, eine belletristische Reihe bei Antaios aufzusatteln. »Nordost« könnte man diese Reihe nennen, hast Du damals gesagt, denn »Der Nordost wehet, / Der liebste unter den Winden / Mir, weil er feurigen Geist / Und gute Fahrt verheißet den Schiffern« – die ersten Verse aus »Andenken«, und man müsse immer mitdenken, daß Hölderlins Leben in eine Katastrophe gemündet sei, daß es einen katastrophalen Verlauf genommen habe. Aus bildungsbürgerlicher Sicht ist das mit Hölderlins Wahnsinn und seinen Turmjahren entweder das, was man nicht so genau wissen will oder was man unterschlägt oder eben musealisiert: der nette Turm, der nette Schreinermeister Zimmer, der nette Blick auf den Neckar, der nette Besuch von Gustav Schwab und Ludwig Uhland – das ganze auf Schwäbisch, dann klingt das fast schon nach Großonkel auf dem Sofa, den ein Hirnschlägle erwischt hat.

Also: Du weißt, was ich meine. Was heißt: Katastrophe? Und: Wie liest man ihn katastrophisch? Oder ist's schon recht, wenn das jetzt abgelegt wird und Punkt?

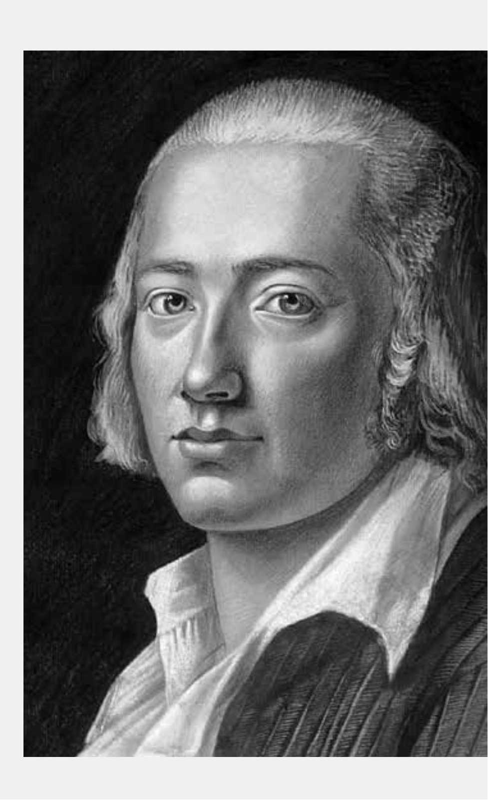
Gruß!

BURG SCHRECKENSTEIN, 22. FEBRUAR 2020

Lieber Götz,
Du schneidest hier eine Frage an, die mich schon länger beschäftigt, manchmal geradezu lähmt. Woher rührt die lange Faszination durch den armen Dichter Hölderle, der wir beide uns, glaube ich, noch immer nicht entziehen können? Eigentlich rührt diese Faszination doch schon aus einer musealisierten Überlieferung her: der Dichter auf dem Podest, im Regal des bürgerlichen Haushalts, dahinter die Blümchentapete, davor wir

Der Dichter Friedrich Hölderlin wurde am 20. März 1770 in Lauffen am Neckar geboren, vor 250 Jahren also. Er wurde im Tübinger Stift auf das Amt eines evangelischen Pastors vorbereitet und freundete sich dort mit Hegel und Schelling an. Keiner der drei wurde Geistlicher, aber während Hegel und Schelling recht bald Professuren in Philosophie erhielten, schlug sich Hölderlin jahrelang als Hauslehrer durch, immer abhängig von Gönnern, zuletzt stark verwahrlost und ohne Hoffnung auf Anerkennung und solidere Lebensverhältnisse. 1807 wurde Hölderlin für unheilbar wahnsinnig erklärt und gegen ein Entgelt in die Obhut des Tischlermeisters Zimmer in Tübingen gegeben. Dort bewohnte er weitere 37 Lebensjahre lang ein Turmzimmer am Neckar.

Hölderlin hat ein umfangreiches dichterisches Werk hinterlassen, außerdem Dramenfragmente, theoretische Abhandlungen und den Briefroman *Hyperion*. Der Anspruch an den Leser ist hoch, philosophische, welthistorische und poetologische Gedanken bilden den Hintergrund der manchmal fragmentarisch gebliebenen, oft hermetischen Gedichte. Was aber bedeutet es, wenn man nicht fertig wird mit Hölderlin, einem Dichter also, der ebenfalls nicht fertig wurde?



in Adorantenpose, beinahe hätte ich gesagt: in Adornopose – wie es photographisch so schön festgehalten ist bei den Stauffenberg-Brüdern anläßlich ihres Besuchs bei George im Pförtnerhaus in Berlin-Grunewald. Und wir heute als dritter Aufguß, kleine Möchtegern-Stauffenbergs, die ihren George suchen und nicht finden. Im Ernst: Je älter ich werde, je mehr ich erlebt, gesehen und gelesen habe, desto fragwürdiger, manchmal sogar lächerlicher werden mir viele solcher meiner Grundlagen.

Schon der olle Schiller hatte, nach anfangs großer Erwartung, seinem Freund Goethe gegenüber den Hölderle als überspannt, subjectivistisch und einseitig beurteilt, und der Schiller war ein klarer Geist. Zu diesem Überspannten paßt auch, daß Hölderlin vor allem von Überspannten wie Nietzsche und den Leuten um Stefan George »wiederentdeckt« worden ist. Folglich müssen wir uns selbst fragen, ob nicht auch wir überspannt sind mit unserer innigen Zuneigung zu Hölderlin, freilich ohne das Genialische der großen Überspannten, mit dem man deren Überspanntheit immer rechtfertigen kann. Ist der Bogen überspannt, bricht er – wohl dem Bogen, der bei angemessener Spannung weite und genaue Schüsse hervorgebracht hat, bevor er dann doch brach.

Wenn ich Dich richtig verstehe, willst Du aber gerade auf dieses Überspannte, auf das Brechen des Bogens hinaus, und zwar in einem positiven Sinne, denn Du bringst ja das Katastrophische gegen das Abgelegte und Abzulegende ins Spiel, das katastrophische Lesen. Da müßten wir zuerst einmal über die Bewertung nachdenken: Was spricht denn überhaupt für ein »katastrophisches Lesen«? Wir haben beide, das weiß ich wohl, einen Affekt gegen die Verklassikerung von Autoren, die uns beschäftigen, weil wir damit unterstellen, man wollte »unsere« Texte harmlos machen, indem man sie in Leder und Goldschnitt, in Gesamtausgaben und behutsam schwafelnde Kommentare einsargt. An diesem Affekt will ich schon festhalten, der ist gesund. Aber mit Blick auf Hölderle? Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus? Das Werden im Vergehen? Den Tod fürs Vaterland? Den Hyperion? Die Hälfte des Lebens? Den armen Hölderle kennt heute, außer uns beiden und noch ein paar anderen überspannt Ältergewordenen, außer ein paar jungen Überspannten, kein Schweine- und erst recht kein Hammelfresser mehr – frag mal einen Deutsch-Leistungskurs oder die, die in den germanistischen Einführungsvorlesungen hocken. Die Zeiten sind perdu, in denen ein aus Thüringen kommender Linker in Westdeutschland eine zweite sauteuere Hölderlin-Großausgabe anregen und durchziehen konnte, nur um »seinen«, den republikanischen Hölderlin aus der – unter Goebbels begonnenen – Stuttgarter Ausgabe zu befreien und für eine linke Zukunft der BRD zu retten.

»Nichts ist leichter und eitler, als den Keim eines Schreis, den ein anderer, in seiner Größe zerbrechender Mensch einmal tat, in sich selbst einzupflanzen.«

Botho Strauß: *Paare, Passanten* (1981).

Hölderlin *ist* heute abgelegt, lieber Götz. Ich frage Dich – und mich – daher: Was wollen wir heute mit Hölderlin? Seine Katastrophe war ein Scheitern zu Lebzeiten: kaum Anerkennung als Dichter, keine freie und einige deutsche Republik vor Augen, keine Aussicht, aus dem Turm zu entkommen – und auch kein Weib und keine Kinder zur Hälfte des Lebens, just dann, wenn wir zu erkennen beginnen, daß Weib und Kinder wesentlich sind. Hölderlins Erlösung war der Tod, sein Gelingen ein posthumes im Werk, seine Hoffnung allein, »daß gepfleget werde / Der feste Buchstab, und Bestehendes gut / Gedeutet.«

Willst Du Hölderlin heute so lesen (und lesen lassen), daß wir in der Lektüre den Sturz in den Krater suchen oder gar einüben?

Grüße!

SCHNELLRODA, 25. FEBRUAR 2020

Lieber Ivor,

Du weißt genau, daß man öffentlich über den Sturz in den Krater nur am Rande des Kraters sprechen sollte – wie Empedokles eben in Hölderlins Dramenfragment. Steht man nicht am Rande des Kraters, sitzt man im Sessel oder am Schreibtisch und ruft Kraterränder in sich und für die Leser auf. Eine solche Selbsterregung ist natürlich legitim, aber man sollte sie besser für sich behalten. Kennen wir ja beide: so Runden, in denen die Leute im Halbsuff schon bis kurz vor Moskau marschiert waren, obwohl man ihren Wampen ansah, daß sie es zu Fuß nicht einmal quer durchs Saarland schaffen würden (oder gar auf den Spuren Hölders nach Bordeaux). Georg Trakl berichtete in einem Brief, er habe sofort den Raum verlassen, als einer in seinem Beisein Gedichte vortrug, die mehr als peinlich genau seinen eigenen Zeilenstil nachahmten. Er habe sich diese Form nämlich in großem Leid abgerungen, und nun äffte das einer nach, als wäre es bloß der neueste Reim-Kniff …

Also: Es darf uns in unserer Hölderlin-Lektüre (und ebensowenig in unserer Jünger- oder Benn- oder Büchner-Lektüre) nicht um eine Pose gehen, um eine Aura des gefährdeten Hölderlin-Verstehers am Rande des Kraters. Denn, das wissen wir ja in unserem gestandenen Alter: »Beim Phantasieren geschieht alles sofort – sieht man davon ab, daß gar nichts geschieht.«

Ich nehme nun den Ball auf, den Du gespielt hast, indem Du auf die Hölderlin-Ausgabe anspielst, die im Frankfurter Verlag Roter Stern von einem radikal Linken herausgegeben wurde. Ich habe diese Ausgabe immer als Entstaubungsvorgang verstanden, als Versuch, der Verschweinslederung Hölderlins entgegenzuarbeiten, und so siehst Du das ja auch: Die radikale Linke las Hölderlin damals zum einen als einen in den Wahnsinn entwichenen, weil gescheiterten, antibürgerlichen Revolutionär, zum anderen bezog sie Adornos Diktum »Das Ganze ist das Unwahre« auf die fragmentarischen späten Gedichte und anderen Entwürfe. Es könne angesichts der gesellschaftlichen Verwerfungen und der eliminatorischen jüngsten Geschichte kein abgeschlossenes, gültiges Sprechen mehr geben, sondern nur noch ein offenes, unbeholfenes, mit Aussetzern und holprigem Rhythmus, und es ist wiederum sehr modern (oder bereits postmodern), sich selbst und sein Hineinlesen in den Vordergrund zu rücken. Hölderlins Gedichte sind dabei nur noch der Lückentext im Hintergrund.

Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

FRIEDRICH HÖLDERLIN

Fragen, Ivor, Fragen: Wollen wir entstaubend über Hölderlin schreiben und ihn in unsere Richtung bürsten? Wie könnte das aussehen? Es gab ja schon einmal Feldausgaben für die Beintasche, und »Der Tod fürs Vaterland« sollte vor Stalingrad in dem Bewußtsein gelesen werden, daß

fürs Vaterland »nicht einer zuviel gefallen« sei. Aus »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch« wurde eine Durchhalteparole, und vielleicht bog dieses vom hohen Gesang auf die Erde herabgeholte »Rettende« in Form eines Tiger-Panzers dann tatsächlich um die Ecke …

Die Vernutzung Hölderlins zum Propagandamittel – so etwas käme für uns nicht in Frage, zumal deswegen nicht, weil uns die zynischen Visagen derjenigen zuwider sind, die auf diese Weise an der Dichtung herumwirtschaften, oder? Formierte Gesellschaft, in Form gebrachte Kolonnen – das ist immer eine Entstaubung hin ins Unterkomplexe, in die mobilisierende Parole, in die eindeutige Deutung, die Handlungsanweisung.

Also: Lesen wir verbindlich nur für uns selbst? Und wenn ja: Was geben wir dadurch auf und was bedeutet es: nicht vernutzend hinzuhören?

Gruß!

BURG SCHRECKENSTEIN, 27. FEBRUAR 2020

Lieber Götz,
in Karl Ritters Film *Stukas* von 1941 zitiert O.E. Hasse als Arzt einer Stukastaffel einige Verse aus dem »Tod fürs Vaterland«, als man dort den politisch korrekten Brief einer Mutter zum Fliegertod ihres Sohnes erhalten hatte – diese Szene fand ich, bei aller Begeisterung für die Flieger, immer abstoßend, als verlogenes Schauspiel und Verwurstung des Gedichts zur Phrase in einem. Man muß Hölderlins Ode gewiß in einen historischen Kontext einordnen, als Versuch einer deutschen Marseillaise etwa, oder man kann daran zeigen, daß auch die Nationalsozialisten Erben der Französischen Revolution sind und ihre Lesart Hölderlin nicht mehr oder weniger verfehlt als die der Internationalsozialisten – doch für unsere Frage danach, was wir in seinen Schriften für uns heute Verbindliches finden können, ist das eher unergiebig. Deine Frage nämlich, ob wir verbindlich immer nur für uns selbst lesen, bejahe ich ohne Zögern – wenn wir im Schopenhauerschen Sinne als Selbstdenker zu lesen versuchen: Es fesselt uns letztlich nur das ans Gelesene, das in uns eine Saite zum Klingen bringt oder eine Frage rumoren läßt, also wenn der Text auf etwas in uns trifft, das schon da, für ihn bereit ist. Du hast ja das gute Wort vom »vernutzenden Lesen« geprägt – und wenn wir Hölderlin »in unsere Richtung bürsten« wollten, wäre genau das eine solche Vernutzung des armen Hölderle. Der programmatische Vorsatz, einen Text ideologisch ausbeuten zu wollen, entspricht dem Verfahren manches Adepten der gerade modischen »Digital Humanities« – man scannt Texte maschinell nach bestimmten Begriffen oder Sequenzen, liest diese damit als Einzelstellen isoliert, nimmt also den Text gleichsam punktuell wahr und verfehlt das, was sich oft erst mäandernd, in einer langsamen, Zeile für Zeile durchmessenden Lektüre als Sinn in uns bilden kann. Freilich suchen wir beim Lesen immer etwas, das wir aus uns heraus verstehen und wo wir einhaken können – nehmen wir Dietrich E. Sattler, den Kopf hinter der legendären »Frankfurter Ausgabe«: »Hölderlin«, so schrieb Sattler, »litt an der Nacht, die ihn umgab. Während andere den Blitz des neuen Zeitalters vergaßen und als Normale weiterlebten, trieb ihn das Fortbestehen gesellschaftlicher Umnachtung aus den unerträglich Anpassung fordernden Verhältnissen an den Rand.« Sattler liest hier natürlich *seinen* Hölderlin, mit der Sympathie dessen, der sich in den 1970er Jahren in der BRD ähnlicher gesellschaftlicher Umnachtung ausgesetzt sieht, ähnlichem Anpassungszwang angesichts von Radikalenerlaß und Stabilität des kritisierten »Systems«. Mit dem historischen Blick sehen wir heute, daß es der radikalen Linken in diesen Jahren gelungen ist, sich den Weg aus einer vermeintlich »bleiernen Zeit« heraus auf Universitätsprofessuren, in einstmalige Leitmedien und in Regierungsämter zu bahnen. Und so banal, mollusk oder widerwärtig manche dieser Gestalten sein mögen – der Sattlersche Zugriff auf Hölderlin bleibt ein ehrlicher, guter und richtiger, weil die Texte des Tübinger Stiftlers auf das Ganze gehen, wenn ich auch glaube, daß dessen freie und einige deutsche Republik gewiß keine »sozialistische« sein sollte.

Wenn nun ich, als sogenannter Rechter, *meinen* Hölderlin lese, und ich habe nicht einmal ansatzweise die Klasse Sattlers, dann fesselt mich das Rätselhafte seiner Verse, die zugleich in mir klingen. Den »Prototyp des geöffneten Dichters« hatte ihn in den 1920er Jahren einmal einer genannt: eine schmerzhafte, eine gebrochene Offenheit erfahre ich nicht nur

in seinen »vaterländischen Gesängen« und Oden – ein Tasten, ein Ringen um ein Eigenes, Bleibendes, das sich immer dem Sog des Verschwindens ausgesetzt weiß, ein absoluter Gegensatz zum selbstgewissen Moralbourgeois zu allen Zeiten: »Das Ungebundne reizet und Völker auch / Ergreifft die Todeslust und kühne / Städte, nachdem sie versucht das Beste.«

Auch wenn ich die recht geschlossene Hymne »Andenken« lese, klingt das alles jedes Mal mit – das Gelingen einer Gemeinschaft, das sich aber sofort als verloren erweist, in Gesang und Erzählung indessen noch einmal erfahrbar wird: »Es reiche aber, / Des dunkeln Lichtes voll, / Mir einer den duftenden Becher, / Damit ich ruhen möge.«

Mein Hölderlin ist einer, der zwischen Zweifel und Gewißheit über das Eigene und dessen Sinn ausgespannt war, und der möglicherweise unter dieser Spannung gerissen ist. Bei diesem Hölderlin sehe ich für mich noch keinen Abgrund, sondern ein beständiges, formal gebändigtes Nachdenken über etwas, das freilich abgründig werden kann.

In jedem Falle gut, ja manchmal rettend, lieber Götz, ist aber »ein Gespräch und zu sagen / Des Herzens Meinung, zu hören viel / Von Tagen der Lieb', / Und Thaten, welche geschehen.« Vor allem: »zu sagen / Des Herzens Meinung«. Auch das bleibt mir mein Hölderlin, die Stimme des Volks.

Grüße!

SCHNELLRODA, 1. MÄRZ 2020

Lieber Ivor,
ich habe mich einmal mit Hölderlins Dichtweise beschäftigt, und zwar anhand der vielen Vorstufen seiner Gedichte und dem Schriftbild seiner Entwürfe. Nur soviel: Hölderlin verfertigte seine Gedichte nicht, er empfing sie eher – zumindest kann man das so deuten: Man sieht an seiner Handschrift, daß da ein Rhythmus, ein rhythmischer Zustrom aufs Papier floß, erkennbar daran, daß er dort, wo der Strom schon da war, die Worte aber noch fehlten, einfach mit der Hand weiterfuhr und sozusagen ein paar Takte unausgefüllt ließ.

Das kann man übertragen: Hölderlin ist der unfertige, der fragmentarische, der nicht zu Rande kommende Dichter, und woran mochte das liegen? War das Thema zu groß, diese Lockrufe an die ferngerückten Götter? Wollte er zuviel auf einmal, war das, was er fabrizierte, in einem ganz praktischen Sinne unbrauchbar, nicht anknüpfungsfähig? Auch damals gab es ja einen Wissenschafts- und einen Literaturbetrieb. Schelling und Hegel, seine Freunde aus dem Tübinger Stift, überliefen ihn, weil sie das, was sie begannen, zu Ende brachten und an der Universität Jena einspeisen konnten. Und Hölderlin? Vielleicht ist es bei ihm wie bei den Mystikern oder anderen Formen der Ich-Verschmelzung: Im Moment des Erlebens, der Hochgestimmtheit ist alles ganz klar, ganz gefügt. Aber solche Zustände halten ja nicht lange an: Was ist dann danach, wenn diese Versöhnungsmomente »formal gebändigt« werden sollen durch den Dichter, wie Du das in Deinem letzten Brief ausgedrückt hast? Es kommt mir so vor, als sei unserem Hölder sehr oft sehr vieles banal geworden, als seien die Worte weit weg von dem gestrandet, was er zuvor, schwärmend-versunken, schon erreicht hatte.

Hölderlin-Lied

In diesem Land leben wir
wie Fremdlinge im eigenen Haus
Die eigne Sprache, wie sie uns
entgegenschlägt, verstehn wir nicht
noch verstehen, was wir sagen
die unsre Sprache sprechen
In diesem Land leben wir wie Fremdlinge.

WOLF BIERMANN (1974)

Man findet diese Unvermittelbarkeit der Gemütslagen und der Wahrnehmungszustände in dem schockierenden Gedicht »Hälfte des Lebens« ohne jede Feierlichkeit und ohne jeden Zwischenton ausgedrückt. Auf die Stimmigkeit der warmen Einbettung ins Verheißungsvolle folgt die Stimmigkeit der kalten Hoffnungslosigkeit, der Zurückweisung und Erstarrung – kein Platz für Kompromißlösungen, für Graustufen, für Angebot und Nachfrage, für Veröffentlichungsstrategien und Karriereplanungen.

Aufgrund dieser Ausgangslage ist das Scheitern im Lebensvollzug von vornherein angelegt – ebenso aber die totale, die lebensverändernde Wirkung im Nachhinein, oder nicht? Weißt Du, was ich mich frage? Würden wir Hölderlin erkennen, wenn er jetzt des Weges käme? Und wäre er uns willkommen, beispielsweise als katastrophischer Hauslehrer für un-

sere Kinder, von dem sie – seinen Unfertigkeiten ausgesetzt – unmögliche Lebenswege ebenso beigebracht bekämen wie großartige, verdichtete Lebensmomente, kurzum: Alltagsuntauglichkeit? Ich nippe, wenn ich das frage, nicht an einem Weinglas und lehne mich nicht selbstgefällig zurück. Denn das ist eine Schlüsselfrage: wie Potsdam und Tübingen zugleich in einem wirken können, ohne daß immer Tübingen vergewaltigt wird oder nur das berühmte Schweißtuch ist, mit dem man sich in der Kühle des Abends den Anflug der Verwegenheit von der Stirn wischt.

Gruß!

BURG SCHRECKENSTEIN, 4. MÄRZ 2020

Lieber Götz,
daß der Dichter ein Gefäß sei, das im Zufluß des Göttlichen auch überlaufen oder bersten kann, ist ein alter Gedanke, der von manchen Dichtern selbst gepflegt und unters Volk gebracht wurde. Bei *meinem* Hölderlin scheint mir's indessen eher, daß er in mühsamer Arbeit Gefäße als Gemäße zu formen suchte, daß sie all das, was ihn umtrieb, erfüllte oder quälte, richtig zu fassen vermochten. Seine Sammelhandschriften zeigen wohl, wie er Eingebungen notierte, die er dann aber offenbar penibel bearbeitet hat: daher auch Fassungen und Fragmente – ein Kopf- und Textarbeiter halt, mit Tendenz zum Perfektionismus. Und er war ein Philosoph, was damals noch hieß: das Ganze zu bedenken, und das gründlich. Ich will damit eine Reserve gegen das Bild des rauschhaft-mystischen Dichters anmelden: Rhythmus und Bilderkraft der Sprache paaren sich bei ihm immer wieder mit einer lapidaren Härte, schlichte und klare Zeilen mit dunklen, abstrakt-anspielungsreichen Passagen. Es ist eben oftmals auch ein grübelndes Dichten, das ergrübelt werden will.

Der Hegel, der Schelling und der Hölderlin kamen ja, wie viele dieser Schwaben, aus pietistischen Familien – *Meyers Neues Konversations-Lexikon* definierte Pietismus 1866 als »eine krankhafte Form der Frömmigkeit«; da schaut der rationale Positivist auf diese mit Inbrunst Gläubigen, die sich über jede Zeile der Heiligen Schrift den Kopf zerbrachen, um ihr Leben danach einzurichten, und das in einer Zeit, in der die hellsten Köpfe die Welt und deren Sinn im Licht der neuen Wissenschaften philosophisch ergründen wollten. Das war schon die Lage, als Hölderlin und seine Freunde diese Welt zu entdecken begannen, Kant und Klopstock lasen – aus der pietistischen Herkunftswelt jenseitiger Verheißung ins verheißungsvolle Dieseits neuer Dichtung, Philosophie und Wissenschaft: Sie waren ihnen ein praktischer *und* theoretischer Weg aus dem theologisch-tüchtigen Tübinger Stift »ins Offene«, der Glutkern ihres Kinderglaubens befeuerte ihren Ernst, ihre Versuche, das Religiöse und das Wissen ihrer Zeit zusammenzudenken zu etwas Neuem – und dieses auch zu leben.

Adler

Steig nur, Sonne,
Auf die Höhn!
Schauer wehn,
Und die Erde bebt vor Wonne.

Kühn nach oben
Greift aus Nacht
Waldespracht,
Noch von Träumen kühl durchwoben.

Und vom hohen
Felsaltar
Stürzt der Aar
Und versinkt in Morgenlohen.

Frischer Morgen!
Frisches Herz,
Himmelwärts!
Laß den Schlaf nun, laß die Sorgen!

JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF (1837)

Wer aber aus einer behütenden Enge ins Offene und Freie tritt, geht zunächst ins Ungeschützte, setzt sich aus, und das kann gefährlich werden: Nicht jeder gefährdet sich dabei wie Hölderlin oder auch Kleist, gewiß nicht zuletzt ist das auch eine Typenfrage. Im »Frankfurter Plan« zum »Empedokles« formt Hölderlin diesen Philosophen ja selbst als einen gefährdeten Typus – »schon längst zu Kulturhaß gestimmt, zu Verachtung allzu sehr bestimmten Geschäfts«, ist dieser dort »ein Todfeind aller einseitigen Existenz und deswegen auch in wirklich schönen Verhältnissen unbefriedigt, unstet, leidend« – er braucht den »großen Akkord mit allem Lebendigen«. Das ist freilich einer, der's im praktischen Leben immer schwer hat und sich's schwer macht; nein, ich würde ihn nicht als Hauslehrer meiner Kinder haben wollen. Geistern wie Hölderlin oder Kleist muß man, meine ich, lesend selbst verfallen oder sie ablehnen, sie können

und dürfen nicht zur bürgerlichen Norm werden. Ob wir ihn heute erkennen würden, stünde er vor unserer Türe? Ich weiß es nicht – in unserem Alter vielleicht ähnlich wie Schiller: die große Begabung sehend, von der Anmaßung und dem Überspannten befremdet? In ihm unsere eigene Überspanntheit und deren Scheitern ahnend?

Bei Hölderlin kam ja noch die Politik hinzu, wie bei vielen auch von uns – die Revolution der Franzosen, die Hoffnung auf ein Überschwappen, einen Aufbruch zum Reich der Deutschen, zur freien Republik – und dann die Ernüchterung durch das Weiterlaufen des Betriebs allenthalben: Bittere Tränen habe es ihn gekostet, als er sich entschloß, sein Vaterland gen Bordeaux zu verlassen. »Denn was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen« – ihn, den Dichter des Vaterlands. Johannes R. Becher sieht Hölderlin 1934, natürlich gegen die nationalsozialistische Konkurrenz, als »Sänger der national-revolutionären Befreiung, als tiefzornigen Kritiker der deutschen Misere und als Verkünder einer größeren und reineren gesellschaftlichen Welt der Zukunft«, und 1944 legt er noch einmal nach: sein Werk atme »den Geist der Volkserhebung, und seine begeisterte Liebe zum Vaterland war bei ihm aufs innigste verbunden mit einem begeisterten Haß gegen jede Art von Despoten-Willkür und Tyrannen-Terror.« Das ist, Expressionist hin, Kommunist her, zwar plakativ, aber gut getroffen – doch fangen die Fragen hier eigentlich erst an: Warum das Opfer für ein ideales Vaterland als »heilig Herz der Völker«, das realiter beharrlich von einem merkwürdigen Volk geformt wird, »so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen«, wie es Goethe, mit bitterem Schmerz, einmal sagte? Woher die Hoffnung auf »das Schweigen im Volk«? Was aber bleibet, sind doch immer die satten, selbstgefälligen Fressen der Mächtigen, die kein Recht kennen, kein Volk und keine Götter, Vernutzer und Vernichter, wie sie auch jetzt wieder ein Jubiläum feiern werden.

»Gelingt das Leben nicht, bleibt nur der Tod, am besten ein rauschhafter, der einen wieder mit den Elementen vereint. Die Selbstauslöschung bringt zurück, was einem das Leben versagt. Kleist und Henriette Vogel, Tristan und Isolde: die endgültige Symbiose.«

aus Karl-Heinz Ott: *Hölderlins Geister* (2019).

Bitte entschuldige, lieber Götz, mir geht der Gaul durch, das ist ein langer und subjectivistischer Brief geworden. Tübingen und Potsdam liegen nicht weit auseinander, in Hölderlins Vaterland, das es auch zu seiner Zeit so nicht gab und vielleicht nie geben wird. Er ist aber, anders als Kleist, nicht in den Krater gesprungen, als er's gewagt mit Sinnen hatte; er hat sein Leben ausgehalten, dann einfach bis zum bitteren Ende ausgehalten. Wir müssen das auch tun. Mir gibt Hölderlin dabei ein beständiges Fragen mit in den Turm, und manchmal auch ein Einleuchten. Was will ich mehr von einem Dichter?

Grüße!

SCHNELLRODA, 9. MÄRZ 2020

Lieber Ivor,
laß mich abbinden, es ist jetzt viel gesagt, und wir haben etwas ausgeleuchtet. Wir werden Hölderlin nicht vernutzen, das steht längst fest. Ich will bloß eines noch erzählen: Ich kenne ja Ordensleute, Mönche vor allem, aber auch eine angehende Benediktinerin. Diese junge Frau las Hölderlin existentiell, mit großer Intensität, las ihn vollständig und beschäftigte sich zuletzt mit dem späten Gedicht »Der Einzige«, in dem Hölderlin im Grunde zurückkehrt zu Christus. Du kannst Dir vorstellen, daß dieses Gedicht von einer werdenden Ordensschwester anders gelesen wird als von uns. In einem Gespräch darüber verwies sie aber darauf, daß sie auch wegen dieser schweren und immer wieder neu ansetzenden Gedankenlyrik mehr und mehr ihren Eichendorff liebgewinne: Die Dinge seien oft und zum Glück so einfach wie seine Verse. Dann sagte sie seinen »Adler« aus dem Gedächtnis auf.

Diese Wendung wiederholte sich in einem Mönch, den ich gut kenne und der in seinem Kloster das Amt des Diakons versieht und auch den Garten betreut. Er weiß um meine Hölderlin-Lektüre und spricht stets geradeaus: Er habe das auch gelesen, nicht sehr viel und ohne rechten Zugang. Eichendorff habe das doch alles viel schlichter und stärker durchlebt und menschenliebender gesagt.

Beide Male unabhängig voneinander dieselbe Bestätigung der Hölderlin-Verse »Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste.« So etwas gibt mir sehr zu denken, Ivor. Nächstens mehr.

Gruß!

Autoren dieses Heftes

Dr. Dirk Alt, 1982, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher.

Ivor Claire, 1965, stammt aus Lothringen und unterrichtet Deutsch und Sport an einem Privatgymnasium.

Dr. Dušan Dostanić, 1981, ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Politische Studien (Belgrad), Redakteur des Fachmagazins *Politička revija* und führender Experte für Carl Schmitt in Serbien. Bei Akademien des Instituts für Staatspolitik war er wiederholt Referent.

Konstantin Fechter, 1988, arbeit in einem Sicherheitsunternehmen als Berater für strategische Operationen.
Bürgerkrieg und Sündenbock. Eine Deutung, Schnellroda 2019

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Blick nach links oder: Die konformistische Rebellion, Schnellroda 2019

Andreas Karsten, 1992, studiert im Master Soziologie in Halle/Saale.

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Vorlesen, Schnellroda 2019

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*
Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
(Hrsg:) *Deutsche Daten,* Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs,* Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Rassismus – Ein amerikanischer Alptraum, Schnellroda 2018

Jonas Mahraun, 1995, studiert Kunstgeschichte und schreibt für *anbruch* und *Die Tagespost.*

Johannes Konstantin Poensgen, 1992, studiert Politikwissenschaft und Geschichte.

Jonas Schick, 1989, studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialforschung in Mannheim und Bremen. Er arbeitet als freier Publizist und Lektor.

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und leitete von 1996 bis 2011 das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß.
Anatomie einer Denunzianten-Republik: Über Saubermänner, Säuberfrauen und Schmuddelkinder, Grevenbroich 2018

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er ist als Autor und Übersetzer tätig.
Martin van Creveld: *Hitler in Hell. Was er noch zu sagen hätte …,* Graz 2018 (Übersetzung)

Äpfel und Birnen

von Dirk Alt

Im Deutschen Bundestag war der gescheiterte SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz wohl der erste, der es tat: Im September 2018, Chemnitz hatte seiner Kaste gerade schlaflose Nächte bereitet, plusterte sich dieser geschrumpfte Nachfahre eines Otto Wels im Rahmen der Generaldebatte auf und bezichtigte Alexander Gauland und dessen Fraktion der Nähe zum Faschismus. Damals weckte die offenkundige Absurdität dieses Auftritts in mir eine irrige Erwartung. Ich betrachtete Schulzens Wahl der Waffen als Indiz dafür, daß die argumentativen Mittel nunmehr endgültig erschöpft seien, mithin als inhaltliche Bankrotterklärung, und ging davon aus, daß sich die hier vorgebrachte Verleumdung nicht mehr steigern ließe, ohne ihr Mißverhältnis zur historischen Wirklichkeit auch den Minderbemittelten zu offenbaren. Er und seinesgleichen sollten also ruhig auf diese Weise fortfahren. Auch ist keine Waffe so scharf, daß sie der beständige Gebrauch nicht abstumpfen ließe. Jedoch: Die Tatsache, daß Schulz seine Anschuldigung, kaum ausgesprochen, gleich noch einmal in geringfügiger Variation wiederholte, weil sie so gut angekommen war und ihm stehende Ovationen eingetragen hatte, hätte damals schon Anlaß zur Skepsis geben müssen.

»Die Reduzierung komplexer politischer Sachverhalte auf ein einziges Thema, in der Regel bezogen auf eine Minderheit im Land, ist ein tradiertes Mittel des Faschismus. (…) Eine ähnliche Diktion hat es in diesem Hause schon einmal gegeben! (…) Herr Gauland, die Menge von Vogelschiss ist ein Misthaufen, und auf den gehören Sie in der deutschen Geschichte.«

Martin Schulz am 12. September 2018 im Deutschen Bundestag.

Heute hat sich der Faschismus- oder Nazi-Vergleich, der bei Gründung der damaligen »Professorenpartei« 2013 bereits als ahnungsvolles Raunen durch die Presse ging, in der Mehrheitsöffentlichkeit zur bedenkenlos betriebenen Gleichsetzung von NSDAP und AfD gesteigert und erregt keinerlei Anstoß. Seinen vorläufigen Höhepunkt erreichte diese Diffamierungsstrategie infolge der Kemmerich-Affäre in Thüringen, als eine zunächst im Netz verbreitete Gegenüberstellung zweier Fotos Björn Höcke mit Adolf Hitler gleichsetzen sollte, wobei das Motiv des Handschlages als einziges optisch verbindendes Element genügte, im willigen Auge einen historischen Konnex herzustellen. Das eine Foto hält den Moment fest, in dem Höcke im Thüringischen Landtag dem soeben gewählten Ministerpräsidenten gratuliert. Auf dem anderen Foto, einer Bildikone, erhält der bereits zum Kanzler ernannte Adolf Hitler am Tag von Potsdam, 21. März 1933, seine Herrscherweihen von der Integrationsfigur der bürgerlichen Rechten, Paul von Hindenburg. Die Suggestion dieser Gegenüberstellung, daß nämlich ein bösartiger Paria durch den Handschlag mit einem Vertreter des »Establishments« in den Stand versetzt werde, die Welt aus den Angeln zu heben, ist derartig abstrus, willkürlich und unzutreffend, daß die inhaltliche Auseinandersetzung damit nicht lohnt. Derlei Unsinn wäre überhaupt nicht der Rede wert, wenn es nicht ein gläubiges, ihn zur weiteren Fanatisierung aufsaugendes Publikum dafür gäbe, wenn sich nicht auch die Politkaste, etwa der Generalsekretär der CDU, den Nazi-Vorwurf zu eigen machte und wenn nicht selbst die von einem Hofhistoriker wie Heinrich August Winkler vorgebrachte Mahnung vor »falschen Analogien« ungehört verhallte.

»Der Handschlag von Thomas Kemmerich und Björn Höcke hat die politische Ikonografie der Bundesrepublik um ein Motiv reicher gemacht. Neu ist dabei, dass dieses Motiv in einer direkten Kontinuität zur autoritären Vergangenheit Deutschlands steht.«

Daniel Ziblatt, Michael Koß: »Der Handschlag von Erfurt«, in: *Zeit-Online* vom 6. Februar 2020.

Wenn aber der Vergleich nach verbreiteter Meinung statthaft ist (und nicht etwa, wie man fürchten könnte, eine Verhöhnung der Opfer der NS-

Diktatur darstellt), dann dürfen auch wir an dieser Stelle zu dessen wenigstens summarischer Überprüfung schreiten. Ich darf die Erwartungen gleich dämpfen: Zwar ist es nicht verboten, Äpfel mit Birnen zu vergleichen, der Ertrag solcher Vergleiche ist aber absehbar gering.

Beginnen wir mit den Gemeinsamkeiten. Gibt es sie? – Ja, denn sowohl NSDAP als auch AfD verdanken ihre Entstehung kollektiven Abwehrreaktionen. Ihre Triebkräfte sind bzw. waren Ängste, die in beiden Fällen ihre Berechtigung erwiesen haben – im ersteren vor rotem Terror, Verelendung und Fremdherrschaft, im letzteren vor unkontrollierter Masseneinwanderung und politischem Ausgeliefertsein. Im psychologischen Substrat beider Parteien verdichten sich die beherrschenden Ängste ihrer Epoche zu einer zivilisatorischen Krisenstimmung, für deren Auslösung und Verbreitung keine der beiden Parteien verantwortlich gemacht werden kann.

Darüber hinaus dürfte es jedem aufrichtigen Analysten schwerfallen, ideologische oder strukturelle Gemeinsamkeiten zu finden, zumal die NSDAP ja niemals das war, als was sie den Nachgeborenen heute verkauft wird, nämlich eine rechte Partei (Gott bewahre), sondern eine pseudo- und paramilitärische, ihrem Selbstverständnis nach antibürgerliche Weltanschauungs- und Erlösungsbewegung, eine Partei, die angetreten war, zunächst alle anderen Parteien und anschließend die bestehende Welt hinwegzufegen: eine revolutionäre Partei, wenn die deutsche Geschichte je eine gesehen hat. Obgleich dem Nationalsozialismus die Täuschung, vor allem aber die Korrumpierung des nationalkonservativen Bürgertums gelang, bildete nicht die Wiederherstellung einer verklärten Vergangenheit oder die Wiederbelebung alter Eliten den Horizont seines Programms, sondern eine durch Raumgewinne, rassisch-biologische Hochzüchtung und eine zugleich kämpferische und mörderische Auslese bestimmte Utopie, die sich aus der rigorosen Überzeugung speiste, daß Deutschland »entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein« werde (Adolf Hitler). Daß der sozialistische Anteil der NS-Weltanschauung (Überwindung des Klassenkampfes durch Zusammenschmelzen aller Schichten und Stände in einer Volksgemeinschaft) in der heutigen Geschichtsvermittlung zu wenig gewichtet wird, bedarf keiner Erklärung. Man muß sich jedoch schon marxistischer Faschismustheorien bedienen, die den Nationalsozialismus als bürgerlich-restaurative und kapitalistische Herrschaftsform apostrophieren, um überhaupt – und auch dann nicht ohne Mühe – Parallelen zur AfD konstruieren zu können.

Greifen wir stattdessen vier Aspekte heraus, anhand derer sich die Gegensätze auch einem Kurzsichtigen und Schwerhörigen erschließen müßten.

1. **Öffentliches Auftreten:** Für die frühe NSDAP war der antibürgerliche Affekt ehemaliger Frontsoldaten und Freikorpskämpfer konstitutiv. Ihre Kundgebungen, Aufmärsche, Fahnenweihen, Totengedenkfeiern undsoweiter waren militärischem Zeremoniell nachempfunden, prägten dabei aber eine eigene, an theatralischen Effekten reiche Liturgie aus und betonten die metaphysisch-sakrale Dimension eines Gemeinschaftslebens ebenso wie ein in der Geometrie der Marschblöcke vorweggenommenes Ordnungsversprechen. Demgegenüber weisen konventionelle, oft phantasielose und nicht immer durchkomponierte Veranstaltungsabläufe wie auch der Habitus ihrer Mitglieder die AfD als eine zutiefst bürgerliche Partei aus, wovon sich jeder bei Stammtischen und Vortragsabenden unschwer überzeugen kann. Das ist nicht immer sonderlich aufregend, und wenn gesungen wird, verläßt man besser den Saal.

2. **Kampfbereitschaft:** Unter allen Parteien der Weimarer Republik war die NSDAP nicht nur diejenige mit dem niedrigsten Altersdurchschnitt (1930: 27,5 Jahre), sondern auch die wehrhafteste und aggressivste: Von Anfang an begleiteten von ihr provozierte Saal- und Straßenschlachten ihren Aufstieg. Demgegenüber deuten die Zahlen politischer Straftaten gegen die AfD, deren Mandatsträger häufiger als die aller anderen Parteien Opfer von tätlichen Angriffen werden, auf ein ungünstigeres Kräfteverhältnis hin. Wo NSDAP-Kohorten den Kampf suchten, sind AfD-Mitglieder froh, wenn sie unbehelligt einen Wahlstand oder eine Versammlung abhalten können. Man kann daher sagen: Die NSDAP zeigte ihre Stärke im Austeilen, die AfD zeigt sie in der Hinnahme.

3. Personenkult: Während die NSDAP spätestens seit Mitte 1921 auf die messianische Figur ihres Führers und ein charismatisches Herrschaftsmodell festgelegt war, gibt es in der AfD keine Ansätze für einen Personenkult, der über die in anderen Parteien gepflegte und zur Schau gestellte Zustimmung hinausgeht. Es hat nichts mit Personenkult zu tun, wenn Amtsträger und Anwärter zugleich auch Hoffnungsträger sind, zur Identifikation einladen und schon deshalb beklatscht werden, um Geschlossenheit zu demonstrieren. Desweiteren fällt die AfD durch einen vergleichsweise hohen Verschleiß an Führungspersonal auf. Das in ihren Reihen immer wieder zu Tage tretende Querulanten- und Abweichlertum, zermürbende innerparteiliche Auseinandersetzungen und schwelende, nahezu unlösbare Grundsatzkonflikte lassen die AfD als komplettes Gegenteil der straff geführten, hierarchisch durchorganisierten Hitler-Partei erscheinen.



4. Verhältnis zur Macht: Gemäß dem Berufungswahn ihres Führers gab es für die NSDAP nie etwas anderes als die ungeteilte Macht. Es ist zwar richtig, daß sie sich bei ihren Regierungsbeteiligungen auf Landesebene vor 1933 auf nationalkonservative Partner stützen mußte – wie auch die Kanzlerschaft Hitlers erst durch die Koalition mit der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) möglich wurde. Doch ebenso richtig ist es, daß der seit Mitte der 1920er notgedrungen verfolgte »Legalitätskurs« der Partei mit dem offenen Bekenntnis einherging, Republik und parlamentarische Demokratie beseitigen zu wollen; im Stillen rüstete man für den Bürgerkrieg. Auch wenn Hitler seit 1931 die industriellen und bürgerlichen Eliten umgarnte, versäumte er es nicht, jedem ihrer Einbindungsversuche seinen unbedingten Führungsanspruch entgegenzustellen (berühmtestes Beispiel: die Harzburger Front). Im Gegensatz dazu sucht die AfD unermüdlich Anschluß an das bestehende Parteienwesen, insbesondere an die CDU, und wirbt mit einer bis zur Selbstamputation reichenden Anpassungsbereitschaft (Georg Pazderski im November 2019). Die ihr zugewiesene Rolle einer fundamentalen Opposition hat sie nicht gesucht, sondern trotzig grollend bezogen. Daß sie die Zurückweisungen, Verleumdungen und permanenten Kränkungen durch das System in Aggressionen ummünzen könnte (umstürzlerische Entgleisungen inbegriffen), wäre psychologisch begreifbar und zudem kalkulierte Folge der Ausgrenzungs-, Kriminalisierungs- und Eskalationsstrategien ihrer Feinde. Aber: Wir können bisher nur Verbalattacken protokollieren.

»Skepsis, Nüchternheit und Utopie-Resistenz sind bürgerliche Eigenschaften. Ein bürgerlicher Mensch empfindet eine tiefe Aversion gegen Revolutionen, seien sie nun sozial oder ökologisch begründet.«

Alexander Gauland: »Wer bestimmt eigentlich, was heute bürgerlich ist?«, in: *Die Welt* vom 5. September 2019.

So eindeutig der obige Befund ausfällt, so wenig Wirkung kann er in einer medialen Öffentlichkeit entfalten, die die ursprünglich linksextreme Verschwörungstheorie längst ins Bewußtsein der Mitte implementiert hat und sie dort als Denknorm zu verankern sucht. Davon, daß der Umgang mit den Liberalen infolge der Kemmerich-Affäre (Schmähungen, Sachbeschädigungen, tätliche Angriffe) bewiesen hat, es werde sich auf die gleiche Weise auch jede andere bürgerliche Partei *faschisieren* lassen, ist keine heilsame Wirkung zu erwarten. Im Gegenteil werden die Feigheit der Mitte, die nicht einsehen will, daß wann immer vom »Nazi« die Rede



ist, *wir alle* gemeint sind, und die Willfährigkeit der Medien den antideutschen Kräften noch größeren Einfluß und noch verheerendere Wirkmöglichkeiten eröffnen.

Um sich dagegen zu schützen, müßte die AfD – wider ihre Natur – werden, was ihre Feinde ihr vorwerfen zu sein. Denn der Grund, weshalb sie in der verhetzten Masse Verachtung und Abscheu bis hin zu Lynchstimmungen weckt, ist weder in ihrer vermeintlichen Faschismusartigkeit noch in Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz oder ähnlichem zu sehen, sondern ausschließlich in ihrer Schwäche, ihrer Wehrlosigkeit. Vergessen wir nicht, daß sich die gleiche Masse von der mustergültig organisierten, ständig zum Zuschlagen bereiten NSDAP verzaubern ließ wie von der Eleganz eines Raubtieres. Hitler selbst wurde im kleinen Kreis nicht müde zu betonen, daß ausgerechnet jene Gegner, die er von der SA verprügeln ließ, später seine treuesten Anhänger wurden.

Würde eine heutige SA (mit der damaligen Schlagkraft) die bislang so mutig auftrumpfende »Zivilgesellschaft« zu Paaren treiben, wäre das Resultat mit Sicherheit das gleiche. Wer das nicht glaubt, sollte sich nur einmal vor Augen halten, daß sich die *tatsächlich* militanten, *tatsächlich* extremistischen, *tatsächlich* brutalen Milieus unserer Gesellschaft einer umfassenden Duldung erfreuen und von Parteien, Staat und Medien wenn überhaupt, dann nur widerstrebend, verständnis- und achtungsvoll, im Grunde furchtsam berührt werden: Das Raubtier könnte ja beißen.

Darum läßt sich auch fragen, ob sich nicht in Wahrheit hinter dem Ruf, der permanenten Beschwörung eines auferstandenen Faschismus ein uneingestandener Wunsch eben danach verbirgt. Falls ja, rührte der Haß auf die AfD nicht zuletzt auch aus der Verbitterung darüber, daß sie etwas so Imposantes, Unduldsames und Zerstörerisches einfach nicht zustande bringt. ■

Hanau und »The Hunt« – die brüchige Zivilisation

von Martin Lichtmesz

Im August 2019 wurde ich in einem Wiener Café am hellichten Tag attackiert. Jemand hatte sich von hinten an mich herangeschlichen und eine Cola-Flasche über meinem Kopf entleert. Ich drehte mich um und blickte in ein haßverzerrtes Gesicht. Der Typ beschimpfte mich: »Wegen dir müssen Menschen sterben, du Faschist!« Diese Annahme gab ihm offenbar das gute Gewissen, vor einem Dutzend Zeugen einen tätlichen Angriff zu begehen. Es war übrigens der zweite dieser Art innerhalb von zwei Monaten. Im Frühling des Jahres hatte es in der österreichischen Presse eine große Hetzkampagne gegen Martin Sellner und die Identitäre Bewegung gegeben, die ohne jeden Beweis mit Terrorismus und Gewalt in Verbindung gebracht wurde. Dabei wurde auch mein Name ein paar Mal genannt. Waren die Angriffe eine Frucht dieser Hetze?

»In Hanau kann es jeden treffen«, betitelte die *Welt* am 30. März 2017 einen Artikel über den hessischen »Gewaltbrennpunkt«: »Junge Männer schlagen sich und andere krankenhausreif. Opfer wird, wer den Streit suchenden Halbstarken in die Quere kommt.« Wie kam es dazu? Der Artikel zitierte den Hanauer Sozialdezernenten Axel Weiß-Thiel (SPD): »Migrations- und Zuwanderungsbewegungen spielen eine Rolle. Dadurch tritt eine Verschärfung auf.« Mit anderen Worten handelte es sich um Rudelkämpfe ethnischer Banden, etwa Türken und Afghanen. »Die Polizei muß durchgreifen«, forderte der wackere Sozialdemokrat – im Klartext also Gewalt anwenden. »Die Täter sollen die Stärke des Staates zu spüren bekommen. Sie müssen kapieren, dass es Regeln und Gesetze gibt.«

Fast drei Jahre später, am 19. Februar 2020, wurden im selben hessischen Hanau zehn Menschen ermordet. Neun der Opfer, die der Tod in zwei verschiedenen Shisha-Bars ereilt hatte, hatten einen »Migrationshintergrund« (darunter Kurden, Türken, Roma, ein Afghane, ein Bosnier). Das zehnte war die 72jährige Mutter des mutmaßlichen Täters Tobias Rathjen, der sich anschließend selbst gerichtet hatte. Es gab etliche Augenzeugenberichte, die von mehr als nur einem Killer sprachen, und einige wollten einen gänzlich anderen Mann gesehen haben, als jenen, der am nächsten Tag als Täter präsentiert wurde: Bei dem 43jährigen Deutschen habe es sich um einen »Rechtsextremisten« gehandelt, die Tat sei ein »rassistischer Terroranschlag« gewesen. Basis dieser Behauptungen war ein im Internet auffindbares »Manifest«, in dem der Täter nicht nur die hohe Ausländerkriminalität beklagte, sondern auch noch der Ansicht war, daß zwei Dutzend außereuropäischer Völker »komplett vernichtet werden« müssen. Danach müsse »die Fein-Säuberung kommen, diese betrifft die restlichen afrikanischen Staaten, Süd- und Mittelamerika, die Karibik und natürlich das eigene Volk«, in dem es schließlich nicht nur »Reinrassige« gebe. Dies müsse geschehen, damit die Menschheit nicht länger an der »Lösung des Rätsels« des Universums gehindert werde. Er zöge es dabei vor, die Sache kurz und schmerzlos per Knopfdruck zu erledigen. Es gebe aber noch eine weitere Mission zu erfüllen: »Zudem müs-

»Die jeweils eigene hermetische Wahnwelt rechtsextremen Denkens funktioniert in ihrer Struktur ganz unabhängig von der Wirklichkeit, da sie nicht an empirische oder historische Fakten gebunden ist, sondern lediglich mit einem Phantasieweltbild korrespondiert, das nicht nur jederzeit reproduzierbar, sondern auch jederzeit reformulierbar und damit in jeweils passender Variation abrufbar ist.«

Samuel Salzborn: »Vom rechten Wahn. ›Lügenpresse‹, ›USrael‹, ›Die da oben‹ und ›Überfremdung‹«, in: *Mittelweg* 36, H. 6/2016.

sen wir eine ›Zeitschleife‹ fliegen und den Planten [sic], den wir unsere Heimat nennen zerstören, bevor vor vielen Milliarden Jahren das erste Leben entstand. Denn wir können nicht, dass was alles jemals auf dieser Erde passiert ist, das Millionenfache Leid dass Menschen erlitten haben, so stehen lassen.« Diese »einzigste relevante Mission« müsse schnell erfüllt werden, ehe »uns« Naturkatastrophen dezimieren, »bevor wir das Ziel erreicht haben.«

Und nicht nur das: Rathjen schildert, wie er seit seiner Kindheit von Geheimdiensten überwacht werde, die auch vereitelt haben, daß er eine Frau finden konnte, die seinen hohen Ansprüchen genügt. Dabei wurden zahlreiche Ideen zu Hollywoodfilmen direkt aus seinem Kopf gestohlen, ebenso wie eine geniale »Strategie für den DFB, um wieder Turniere gewinnen zu können.« Spätestens an dieser Stelle sollte jedermann mit noch einigermaßen intakter Urteilskraft begriffen haben, daß es sich bei Rathjen um eine klassische paranoide Schizophrenie gehandelt hat, ähnlich dem berühmten Fall des Psychotikers Schreber, den Elias Canetti in *Masse und Macht* behandelt hat, um das Wesen von Auslöschungs- und Allmachtsphantasien zu erkunden. Diese offenkundige Tatsache hinderte die mediale Maschinerie nicht daran, die Tat politisch auszuschlachten und als exemplarische Manifestation eines in Deutschland wachsenden »Rassismus« hinzustellen.

Der Psychotiker wurde zum »Rechtsterroristen« à la Breivik oder Tarrant ernannt, der seine Stichworte von der AfD empfangen haben soll (wofür es nicht den leisesten Beweis gibt). AfD-Politiker, die sich diesen Schuh nicht anziehen wollten, wurden der »Abwiegelung, Verantwortungsabwälzung, Instrumentalisierung« (Matthias Kamann, Politikredakteur der *Welt*) bezichtigt, wobei letzteres eine besonders dreiste Projektion ist. Horst Seehofer erklärte, daß Hanau gezeigt habe, daß die »Gefährdungslage durch Rechtsextremismus, Antisemitismus und Rassismus in Deutschland sehr hoch« sei und man darum Links- und Rechtsextremismus nicht auf eine Stufe stellen dürfe. Die Bundeskonferenz der Migrantenorganisationen (BKMO) forderte in einem offenen Brief an Angela Merkel einen »Masterplan gegen Rechtsextremismus« sowie die Verankerung von »Vielfalt als Staatsziel im Grundgesetz«.

Exakt dasselbe Schauspiel war bereits im Juni 2019 anläßlich des Mordes an dem CDU-Politiker Walter Lübcke zu beobachten gewesen. Da der Tatverdächtige ein »Rechtsextremist« mit krimineller Vergangenheit war, hagelte es eine ähnliche Flut an Anklagen wider die AfD und die Rechte überhaupt. Auch bei diesem mutmaßlichen Täter, der sein Geständnis widerrief, besteht der Verdacht auf eine psychische Störung. 1995 war er vom Landgericht Wiesbaden wegen versuchten Totschlags verurteilt worden: »Damals kam ein Gutachter zu dem Schluss«, er »leide unter einer Borderline-Störung«, die unter anderem von plötzlichen Aggressionsschüben und mangelnder Impulskontrolle gekennzeichnet ist. »Die Kammer ging daraufhin von einer ›verminderten Schuldfähigkeit‹ aus.« (*Der Spiegel,* 22. November 2019).

Zwischen Lübcke und Hanau tauchte ein vermutlich »echter« Rechtsterrorist auf: Am 9. Oktober 2019 versuchte Stephan Balliet in Halle in eine Synagoge einzudringen, um dort ein Massaker zu begehen, das er per Livestream übertragen wollte; als ihm dies mißlang, tötete er willkürlich zwei Menschen, die beide keinen »Migrationshintergrund« hatten. Über seine psychische Disposition erfuhr man lediglich, daß er »sozial isoliert« gewesen sei. Die Kampagne lief nach dem üblichen Muster ab; hier wird Schicht für Schicht immer wieder dasselbe Bild aufgetragen und verfestigt, das im kollektiven Bewußtsein die Angst vor einer permanenten »rechten Gefahr« erzeugen soll. Der (im Fall Hanau buchstäblichen) Psychose des Täters folgt die mediale »Psychose«, die zum Teil politischem Kalkül entspringen mag, zum Teil tatsächlich Züge von Massenwahn trägt. Kern ist die hartnäckige Verkennung der Tatsache, daß nicht der »Rassismus«, sondern der »Multikulturalismus« ein »strukturelles« Problem darstellt: der Allzwecksündenbock »Rassismus«, wie auch immer man ihn definieren mag, ist nur eine seiner zwangsläufigen systemimmanenten Folgen. Die Tatrelativierung durch Verweis auf die psychische Instabilität des Täters ist nur dann gültig, wenn es sich um Migranten- oder Ausländergewalt handelt, sei es der Eriträer, der im Juli 2019 in Frankfurt eine deutsche Frau und ihr achtjähriges Kind vor einen

»Es reicht! Wir haben in Deutschland ein massives Problem mit rechtem Terror & müssen endlich anfangen, rechten Sumpf mit aller Härte des Rechtsstaates ein für alle Mal trokkenzulegen, und zwar on- wie offline.«

Cem Özdemir, Grüne.

»Da hat einer geschossen in Hanau, danach sieht es aus, aber es waren viele, die ihn munitioniert haben, und da gehört die AfD definitiv mit dazu.«

Lars Klingbeil, SPD.

»Die Wegbereiter der Gewalt haben Namen und Adresse: Sarrazin, Broder, Tichy und andere, die die Verrohung des Diskurses vorangetrieben haben. Zuerst kommen die Worte, dann die Taten. Das ist bei den Rechtsterroristen so wie bei den Islamisten.«

Jakob Augstein, Herausgeber des *freitag.*

»›Nicht rechts, sondern irre!‹ Wie die ganzen Faschos glauben, dass es eine super Ausrede für #Hanau ist, dass der Täter an Zeitreisen & Aliens geglaubt habe, ganz so, als sei ihr Glaube an unterschiedlich wertvolle Menschen›rassen‹ weniger verrückt.«

Rayk Anders, rundfunkgebührenfinanzierter »Influencer«.

einfahrenden Zug stieß, oder der Jordanier, der im selben Monat in Stuttgart auf offener Straße einen Kasachen mit einem Schwert zerstückelte.

Fälle dieser Art gehören zu einem trotz aller medialen Vernebelung immer lauter werdenden Grundrauschen importierter Gewalt, deren Palette von Messerattacken, Vergewaltigungen, Schulmobbings, Morden, Clankriminalität bis zu islamistischen Anschlägen reicht. Keine ernsthafte Diskussion über wachsenden »Rassismus« kann diese Zusammenhänge ausblenden, ohne das Bild komplett zu verzerren. Wenn die Kritik an diesen Zuständen als »Dünger für Gewalt« (*NZZ* vom 26. August 2019) verunglimpft wird, dann bedeutet dies nur, den Deckel auf den kochenden Topf zu pressen. Auch wenn die Tat von Hanau kaum als »Terrorismus« interpretiert werden kann, so erscheint es unzweifelhaft, daß die innergesellschaftlichen Spannungen, die durch das multikulturalistische »Experiment« (Yascha Mounk) erzeugt werden, immer wieder schlafende Hunde wecken, für die durchaus der Psychiater zuständig wäre. Dazu gehören gewiß auch etliche der »kleineren« islamistischen Attentate, die ebenfalls eher amoklaufartige Züge aufweisen. Wenn die Zivilisation brüchig wird, fungieren psychisch Labile wie Seismographen. Auf letztere einzuschlagen verhindert bekanntlich kein Erdbeben.

Diesen Job des Einschlagens übernehmen antifaschistische Truppen, deren Aufgabe es ist, jegliche Opposition zum Linkskurs des Establishments gewaltsam einzuschüchtern. Die Zielgruppe wurde nach der Causa Thüringen über die AfD hinaus bis in die »Werte-Union« und sogar bis in die FDP ausgeweitet; allein im März 2020 wurden zwei AfD-Politiker, Nicolaus Fest und Tino Chrupalla, Opfer eines Brandanschlages auf ihre Autos. Beschmierte Hauswände, eingeschlagene Scheiben, Morddrohungen, tätliche Übergriffe und ähnliches sind für viele AfD-Politiker traurige Normalität geworden. Diese Gewalt ist eine klare Folge der Kampagnen des Establishments, das schon lange an dem »Narrativ« arbeitet, den »Rechten« grundsätzlich als eine Art Werwolf hinzustellen, der sich als normaler Mensch oder »besorgter Bürger« tarnt, während er in Wahrheit nur nach beliebigen Alibis sucht, um sein altbekanntes Triebtätertum von der Leine zu lassen. Das ist auch der Kern der »NSU«-Geschichte, die der Öffentlichkeit über die angeblichen Taten der dreiköpfigen »braunen Terrorzelle« seit Jahren aufgetischt wird: Der »Nazi« ist jemand, der aus purer Lust tötet, sein »Rassismus« ist eine rein pathologische Disposition ohne jeglichen Wirklichkeitsbezug. Derart dämonologisch wird auch der historische Nationalsozialismus dargestellt, der von den »Experten« des Establishments Tag für Tag nekromantisch beschworen wird, um ihn wie einen Film auf die Leinwand der Gegenwart zu projizieren, die als ein »neues Weimar« interpretiert wird (häufig ohne die damalige Rolle der kommunistischen Bedrohung zu erwähnen).

Das ist ein internationaler Trend: In allen Ländern, in denen eine massive Multikulturalisierungspolitik betrieben wird, propagieren die Medien das Schreckbild der »weiß-suprematistischen« Gefahr des weißen Rechtsterroristen, der von »Haß« und »toxischer Männlichkeit« zerfressen ist. Die im Februar 2020 angelaufene Amazon-Serie *Hunters* zeigt das traditionelle »weiße« Amerika der siebziger Jahre als von deutschen »Nazis« infiltriert, die als comicartige Serienkiller und Lustmörder gezeichnet werden und ein »viertes Reich« planen. Ihre antisemitischen und rassistischen Ideen sind in der Parallelwelt der tarantinoesken Serie selbstverständlicher Bestandteil des weißen Mainstreams, was sich in heiteren Quizshows äußert, in denen die Kandidaten zum Besten geben dürfen, warum »jeder die Juden haßt«. Die »Nazis« sind in hohen Regierungspositionen tätig und haben sadistische junge Männer auf ihrer Seite, denen vierzig Jahre vor Charlottesville Parolen der »Altright« in den Mund gelegt werden. Eigentlicher Inhalt ist allerdings, wie das aus Juden und »People of Color« bestehende »Jäger«-Team diese »Nazis« ausfindig macht, um sie genüßlich zu foltern und zu töten, was als heroische, gerechte Tat dargestellt wird, da es sich bei den Opfern ohnehin kaum noch um menschliche Wesen handelt. Gleichzeitig bemüht sich die Serie, das weiße Amerika schlechthin als kryptonazistisch zu denunzieren.

Ebenfalls im Februar 2020 veröffentlichte der pakistanischstämmige britische Rapper und Schauspieler Riz Ahmed einen Kurzfilm, den er als Reaktion auf den »Brexit« verstanden wissen will: *The Long Goodbye* (»Der lange Abschied«) zeigt, wie eine fröhliche pakistanische Familie

»Den Kommentar jedenfalls zu allen vorausgegangenen bzw. folgenden Blutbädern, die von Personen ohne psychiatrisch relevante Störungen veranstaltet werden, hat der Harvard-Politologe Yascha Mounk am 20. Februar 2018 in den *Tagesthemen* formuliert, nämlich ›dass wir hier ein historisch einzigartiges Experiment wagen, und zwar eine monoethnische und monokulturelle Demokratie in eine multiethnische zu verwandeln. Das kann klappen, das wird, glaube ich, auch klappen, dabei kommt es aber natürlich auch zu vielen Verwerfungen.‹ Viel mehr wäre zur aktuellen ›Verwerfung‹ eigentlich nicht zu sagen (sofern der Täter kein ›normaler‹ Irrer war). Außer vielleicht, dass es die Wirklichkeit nicht schert, was Gevatter Mounk, von seinem Logenplatz auf die Ebenen des sozialen Experimentierens herabschauend, hoffnungsfroh ›glaubt‹. Multikulturalismus kann tödlich sein. Er kitzelt aus Menschen, die diesem verantwortungslosen Experiment ausgesetzt werden, einen der elementarsten Instinkte heraus: das Revierverhalten.«

Michael Klonovsky: *Acta Diurna,* 20. Februar 2020.

»Klonovsky schüttelt nicht den Kopf über das Böse, dem der Verstand oder das Herz fehlt, zu begreifen, dass ihm Hanau nicht gehört und Halle nicht dem dortigen Attentäter, Deutschland nicht dem NSU. Er schüttelt lieber den Kopf über all diejenigen, die nicht einsehen wollen, dass Rechtsradikale in einem Tierreich leben. Man hat solchen Hassern um 2015 herum also ihre vertraute Umgebung genommen. (…) Die feinsinnige Niedertracht weist für jede rechte Untat, jeden Fremdenhass nach, im Grunde gehe sie kraft irgendeiner Fernkausalität auf das Konto der Bundesregierung und des Multikulturalismus. Zwischen jeder ihrer Zeilen teilt sie maliziös mit, das habe man nun eben davon.«

Jürgen Kaube: »Jetzt soll also der Multikulturalismus schuld sein«, in *FAZ* vom 20. Februar 2020.

von englischen Nationalisten aus ihrem Haus auf die Straße gezerrt und zusammen mit anderen Einwanderern verschleppt und teilweise exekutiert wird, während die Polizei und die weißen Nachbarn tatenlos zusehen. Der Film endet mit einer langen Rede Ahmeds, in der er den britischen Kolonialismus und die Ausbeutung seiner Landsleute anprangert, deren »braune Körper dieses Land aufgebaut haben«: »Wo ich her bin, ist also nicht dein Problem, Brudi.« Dieses Horrorszenario, in denen nette, integrierte Pakistanis hilflose Opfer einer brutalen ethnischen Säuberung werden, findet in einem Land statt, in dem die weiße Stammbevölkerung unerbittlich zur Minderheit schrumpft, in dem etliche Städte und Stadtteile bereits in muslimischer Hand sind, in dem pakistanische Gangs zwei Jahrzehnte lang tausende weiße Mädchen zur Prostitution zwangen, sexuell mißbrauchten, folterten und zum Teil sogar töteten, und das in den letzten



The Hunt *von Craig Zobel, USA 2020.*

Jahren Schauplatz etlicher islamistischer Attentate war. Gleichzeitig herrschen drakonische Gesetze gegen »Haßrede« und »Rassismus«. Ahmed als Star der Unterhaltungsbranche kann selbst wohl kaum für sich beanspruchen, »diskriminiert« zu werden. Kommentare auf YouTube preisen das Video für seine angebliche Wirklichkeitsnähe, negative Wortmeldungen wurden massenweise gelöscht. Nicht anders als »Hunters« schürt es den Haß auf den »weißen Rassisten«, dessen eigene Angst vor »ethnischer Säuberung« (in Form der demographischen Verdrängung) keinerlei Berechtigung zugesprochen wird.

Man kann unschwer erkennen, wie mit Propaganda dieser Art Gewaltenthemmung gegen »Weiße«, »Rassisten«, »Rechte« psychologisch vorbereitet und legitimiert wird. Hier wird zweifellos das gute Gewissen für künftige Übergriffe aufgebaut. Immerhin gibt es allmählich Gegenströmungen: Der 2019 gedrehte, im März 2020 in den amerikanischen Kinos angelaufene Film *The Hunt* zeigt, wie linksliberale Eliten Menschenjagd auf »deplorables«, »abgehängte« konservative Weiße und Trump-Anhänger machen. Das einschlägige Portal *Salon* schäumte und sprach von »Pro-Trump-Propaganda«, die »aus Tätern Opfer« mache. Der Rezensent Matthew Rozsa unterstellte, daß sich Trump-Anhänger offenbar »verzweifelt danach sehnen, tatsächlich verfolgt zu werden«: »Wenn Sie der Botschaft dieses Filmes zustimmen, dann ist Ihre Seele ernsthaft krank.«

Aha: Im Gegensatz also zu der »Botschaft« von *Hunters?* ■

Die Besiegten von 1990

von Benedikt Kaiser

»Ostdeutschland« klingt für jene, die sich real- und metapolitisch jenseits des Mainstreams bewegen, nach Rebellion und Hoffnung, denn »im Osten erwacht die Geschichte«(Pierre Bourdieu). In der 90. *Sezession* wies ich mit Bezug auf Thorsten Hinz' Schlüsselessay »Der lange Weg nach Osten« auf das Verlorengehen des »Ursprungsvertrauens, das die Ostdeutschen in die Kompetenz des Westens besaßen«, hin. Diese Einbußen deuteten sich 1991 an, als die vielen Millionen Neubundesrepublikaner ihre Hoffnungen enttäuscht sahen und mit biographischen Umbrüchen zu kämpfen hatten. Aber erst die Wegmarken Finanz- und Eurokrise bis hin zur endlosen Migrationskrise festigten den Status des Vertrauensschwunds. Unterdessen, vermeldete Hinz, habe der Kontrollverlust der herrschenden Klasse den »deutsch-deutschen Konflikt« weiter befeuert, der sich in der emotionalisierenden und mobilisierenden Frage manifestiere, »ob man seine Heimat dauerhaft mit einer nicht beherrschbaren Anzahl von Einwanderern teilen und die Risiken und Nebenwirkungen auf sich nehmen will«.

Nun wäre es falsch, »Ost« und »West« als monolithische Blöcke zu verstehen: Die alten wie die neuen Bundesländer sind in sich heterogen. Ungeachtet dieser Einschränkung ist Hinz' Bestandsaufnahme aber zutreffend, wonach sich im Westen über Jahrzehnte Ideologiebausteine reproduzieren konnten, die einen ergebnisoffenen Umgang etwa mit Zuwanderung und Identität erschweren. Im Osten der Republik ist das anders. Hier bleibt, um beim Reizthema Migration zu bleiben, die Weigerung präsent, die Folgen einer originär westlerischen Einwanderungspraxis mitzutragen. Ostdeutschland, deutete Hinz an, müsse einst die Frage beantworten, ob es weiter an die deutsche Einheit glaube und ebenso von diversen Segnungen der offenen Gesellschaft betroffen wird.

Man durfte annehmen, daß ein Autor wie Hinz manch (übertriebene?) Erwartung in die Selbstbehauptung der Ostdeutschen setzte, wonach sie sich eines Tages als Teil einer neuartigen »konservativen Revolution« Ostmitteleuropas – an der Seite der Visegrád-Staaten (Tschechien, Slowakei, Polen, Ungarn) – als politisches Subjekt neu definierten. Aber ist diese Apotheose des Ostens als Refugium einer Sonderidentität zu (rechts) intellektuell, zu konstruiert, gar geschichtslos?

Fraglos sprechen handfeste Fakten *für* Hinzens Annahme. Die Alternative für Deutschland (AfD) als Wahlformation einer sich quantitativ und qualitativ verändernden Mosaik-Rechten nimmt diese Rolle fast ausnahmslos im Osten ein, wo ein konstruktives Ineinandergreifen parlamentarischer und außerparlamentarischer Akteure überwiegt und Landtagswahlergebnisse von über 20 Prozent die Regel sind. Im Westen sieht es bei beiden Aspekten schlechter aus: Die Rolle als Teil eines nonkonformen Lagers wird aus einer immanenten Biederkeit heraus abgelehnt; man versteht sich als Korrektiv der alten »Mitte« um CDU und FDP. Und bei Wahlen sorgen bereits neun oder zehn Prozent für Erstaunen. Der Osten tickt

speziell in bezug auf politische Regungen anders, eine ostdeutsche Identität, die das Potential zur Hinzschen Subjektwerdung zu bergen scheint, beginnt sich zu verselbständigen. Die Wurzeln hierfür sind aber nicht allein in den Folgeerscheinungen von »2015« zu suchen (diese wirkten vielmehr als Verstärker), sondern liegen als Fundament bereits im Einheitsprozeß von 1989/1990 an, beziehungsweise in der historischen Sonderlage der deutschen Teilung.

Die 2015er Problemkonstellation ist aber unbestritten *die* Referenz für das politisch und medial deutlich gewordene Entstehen des ostdeutschen Sonderweges, für die neue Hoffnung, die politische Akteure in diesen Raum projizieren, gewiß auch für die neue Angst, die Establishment und linke Ränder mit »Dunkeldeutschland« verbinden. Daher wachsen beiderseits alter Grenzen (wieder) Zweifel, ob im Hinblick auf den Beitritt der ehemaligen DDR-Gebiete zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der BRD am 3. Oktober 1990 zusammengenommen die Vorteile überwiegen. Diese aufgefrischte Skepsis weist tiefliegende Gründe auf, sie ist – mal subkutan, mal offenkundig – angelegt in konkreten historischen Entwicklungssträngen, und zwar bereits in dauerhaft nachhallenden Setzungen der Sieger des Zweiten Weltkriegs samt Reeducation der Westdeutschen nach 1945. Die Politik dieser »Umerziehung« der Bundesdeutschen ist hierbei als das erfolgreichste mentalitätspsychologische Experiment der Neuzeit anzusehen. Die forcierte Entfremdung der (zunächst West-)Deutschen von ihrer eigenen Geschichte und Denkweise, die zu »Nationalmasochismus« (Martin Lichtmesz) und einem »merkwürdigen heimat- und geschichtslosen Lebensgefühl« (Johann Michael Möller) führte, ging nach dem Krieg weit über das Anliegen hinaus, den Hitlerismus zu überwinden. Caspar von Schrenck-Notzing hat diese Umgestaltung der Psyche durch US-amerikanische Stellen als *Charakterwäsche* bezeichnet, während Hans-Joachim Arndt in *Die Besiegten von 1945* den Fokus darauf legte, daß nicht allein der Nationalsozialismus Hitlers, sondern »alle deutschen Staatsbürger als Besiegte behandelt wurden«. Die Westalliierten schickten sich an, »ausdrücklich in die Bewußtseinsstruktur der Besiegten einzugreifen«. Bei Arndt wird in diesem Zuge deutlich, wie es den *Besiegten* in Westdeutschland einfach gemacht wurde, sich nach einer Orientierungsphase als *Sieger* zu fühlen: wenn sie künftig »ohne jede Bemühung politischer Identität« westkonform denken und handeln würden, also fremde Positionen und Interessen als die ihren empfänden und nachahmten. Es ist jene »Spätsieger-Attitüde«, die das hypermoralische Auftrumpfen vieler heutiger Alt-Bundesdeutscher – etwa in bezug auf Polen und Ungarn sowie im Hinblick auf die Landsleute in Ostdeutschland – antreibt. Entscheidend ist, daß man sich diese moralisch wohltuende und materiell profitable Attitüde, so Arndt, nur »auf Kosten des realistischen Lageverständnisses« aneignen durfte.

»Das Volk der Bundesrepublik ist keine Nation, es ist nur eine bürgerliche Gesellschaft. Eine solche besteht aus einzelnen, deren Tätigkeit sich zu ungeheurer wirtschaftlicher Energie summieren mag, aber zu viel geringerer politischer Energie.«

Golo Mann, zit. n. Hans-Joachim Arndt: *Die Besiegten von 1945*, S. 104.

Dieses implementierte und selbst reproduzierte Bewußtsein (Umerziehung vor Selbstumerziehung) wurde zur zweiten Haut der Menschen. Kommt es dazu, daß unerwünschte Begriffe und Positionen die zweite Haut durchstechen, drohen Behörden wie der Verfassungsschutz damit, bereits dieses Hinterfragen als Abweichung von der freiheitlichen demokratischen Grundordnung zu sanktionieren. Der »langfristige Umbau des deutschen Charakters« (Schrenck-Notzing) ist in den alten Bundesländern gelungen – AfD und Co. müssen dies in ihre Transformationsstrategie mit einbeziehen. Denn wenn Churchill drastisch äußerte, daß er sich die Deutschen der Zukunft fett, aber impotent wünsche, kann zugespitzt werden, daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Die erneute Subjektwerdung Deutschlands, seinen »Rückruf in die Geschichte« (Karlheinz Weißmann) sukzessive einzufordern oder zumindest als Option mitzudenken, dürfte eher den heutigen Ostdeutschen (und damit dem demographisch und ökonomisch schwächeren Teil des gesamten Landes) zukommen. »Heutige Ostdeutsche« sind dabei – dies als Einschub – im Regelfall die alten Mitteldeutschen, während der genuine deutsche Osten nach 1945 abgetrennt wurde.

Für die neuen Ostdeutschen von 1945 gab es indes gänzlich andere Startbedingungen, die zum Teil bis heute Folgen für Lebenssituationen und Lebensbilder und damit für politische Verhaltensmuster zeitigen. Nach der Aufteilung Deutschlands in annektierte Gebiete und Besatzungszonen war der Beginn im alten Mitteldeutschland als Sowjetischer Besatzungszone (SBZ) und dann Deutscher Demokratischer Republik (DDR) ab 1949 denkbar hart. Allein durch die Demontagepolitik der Sowjetunion

verlor die SBZ über 30 Prozent der industriellen Kapazitäten. Hinzu kamen »Entnahmen aus der laufenden Produktion«, Abtransport von Rohstoffen usw. – von den konstanten Fluchtbewegungen Hunderttausender meist bürgerlicher und/oder akademischer Arbeitskräfte ganz zu schweigen. »Es handelte sich«, so der Wirtschaftshistoriker Jörg Roesler, »um die höchsten Reparationen, die ein Land im 20. Jahrhundert zu zahlen hatte.« Das Auseinanderklaffen zwischen west- und ostdeutscher Wirtschaft im besonderen, zwischen west- und ostdeutscher Realität im allgemeinen, war also durch das unterschiedliche Verhalten der Besatzungsmächte determiniert. Die Wirtschaftssysteme selbst hatten in den ersten Jahren des Nachkriegs eine untergeordnete Bedeutung gegenüber kontraproduktiver Demontagepolitik einerseits und raffiniert berechnendem Marshallplan andererseits. Das Zurückbleiben Ostdeutschlands lag in der DNA der deutschen Teilung; sie legte den Grundstein für den Produktivitäts-, Effektivitäts- und Lebensstandardvorsprung Westdeutschlands, nicht unterschiedlicher Fleiß. Verschärft und betoniert wurde die strukturell oktroyierte Ost-West-Spreizung durch die Politik der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Während die BRD bis heute (!) keine bestimmte Wirtschaftsordnung im Grundgesetz verankert hat, war



Im Osten schlägt das Herz des widerständigen Deutschlands, hier: Cottbus.

die DDR fortan qua Verfassungsnormen eine Gesellschaft mit sozialistischer Planwirtschaft. Ab 1950 versuchte sich die DDR-Führung an acht Fünfjahresplänen, wobei mit dem Übergang von Walter Ulbricht auf Erich Honecker im Jahr 1971 der langwierige Untergang der DDR als Staat und Gesellschaft eingeleitet wurde.

Der vernunftorientierte »sozialistische Wettbewerb« als »Wetteifern um hohe Arbeitsleistungen« auf Basis »der kameradschaftlichen Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe«, wie es in einem DDR-Lexikon hieß, blieb in der Praxis Abstraktion in einer Gemengelage aus befehlsadministrativen Setzungen, fehlenden Leistungsanreizen, immanenten Planproblemen und Reformresistenz der Parteiverantwortlichen.

Erschwert wurde das Problemkonvolut erstens durch die den Bürgern der DDR bewußte Existenz der Mitarbeiter und Zuträger des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS, »Stasi«). Zwar äußerte sich der »provinzielle und abgeleitete Charakter der DDR nicht zuletzt darin, daß ihr die wirklichen Grausamkeiten erspart blieben«, wie Rolf Peter Sieferle konzedierte, sehr wohl aber hing der Schleier des Überwachungsapparats permanent über der Gesellschaft. (Das Bewußtsein vieler Ostdeutscher erweist sich bis heute geimpft gegen diesen Zustand eines negativen Autoritarismus, und dies gilt auch für solche, die die DDR nur durch Erzählungen kennen.)

Zweitens wurde die Lage erschwert durch die Ausbildung einer neuen Klassengesellschaft der Konsumoptionen. Intershopläden wurden zu einem Synonym für diese neue Spaltung in jene, die auch hochwertige

Westprodukte erwerben konnten und jene, die keine Westgeld besaßen – die Mehrheit. Mit dem Zulassen dieser selektiv zugänglichen Warenwelt »hatte die Regierung eine der Grundsäulen beschädigt, auf denen der Konsens zwischen Bevölkerung und SED beruhte – die der sozialen Gerechtigkeit« (Roesler). Dieser Konsens, der *so* pauschal nur theoretisch existierte, erodierte in den 1970er und 1980er Jahren. Zentralkomitee und Politbüro erwiesen sich indes als unfähig, Impulse aus der Bevölkerung aufzunehmen: Sie sollte sich bis zur deutsch-deutschen Zäsur der Jahre 1989 und 1990 nicht aus dieser Stumpfheit befreien können.

Zu dieser Atmosphäre realsozialistischer Immobilität stießen die zu Massenprotesten ausgeweiteten Demonstrationen in Städten wie Plauen, Dresden und Leipzig hinzu, kamen Fluchtbewegungen via Tschechoslowakei und Ungarn auf, wurden geopolitische Weichen gestellt, die den Mauerfall, den Abbau des »Ostblocks« und den Zerfall der Sowjetunion vorbereiteten. Für die DDR bedeuteten diese vielschichtigen Entwicklungen verdichtet »politischer Zusammenbruch und anschließender Beitritt zur Bundesrepublik«. Es verhielt sich, wie Ivan Krastev und Stephen Holmes zusammenfassen, »nicht so, dass einige Ostdeutsche gingen und andere blieben – vielmehr zog das ganze Land in den Westen um«. Dort warteten nach dem Mauerfall vom 9. November 1989, den Verträgen über die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion im Juli 1990 und dem Einigungsvertrag vom 3. Oktober 1990 neue Freiheiten, die *in extenso* genutzt wurden: Lange gehegte materielle Bedürfnisse konnten gestillt werden.

»Wir wissen, was Propaganda vermag. Viele Leute redeten diese Dummheiten nach. Einige wenige glaubten sie sogar. Es dauerte fast bis Mitte der 90er Jahre, bis keiner mehr auf das Westgeschwätz achtgab.«

Peter Hacks: *Marxistische Hinsichten. Politische Schriften 1955–2003,* Berlin 2018, S. 469.

Nach dem ersten Taumel inmitten des neuen Konsumparadieses mußten viele Ostdeutsche feststellen, daß die »deutsche Frage im Bewußtsein der Deutschen in der DDR stärker wachgehalten« wurde, »als es in unserer Wohlstands-Demokratie der Fall ist«. Was Horst Ehmke hier ein Jahrzehnt *vor* der Einheit notierte, galt nach der »Wende« um so mehr. Östlich der gefallenen Grenzanlagen hatten sich einige traditionellen Auffassungen und Standpunkte besser konserviert als im Westen: »Die Ostdeutschen stellten sich 1990 als ›deutscher‹ heraus als die Westdeutschen« (Ilko-Sascha Kowalczuk). Das wird in der öffentlichen Wahrnehmung Stück für Stück augenfällig, und dies explizit auch in jenen massenmedial omnipräsenten Arenen des Fußballs als gesellschaftlichem Brennglas, wo sich eine selbstbewußte ostdeutsche Mentalität herausschält. Eine solche hat nichts mit der altbajuwarischen »Mia san Mia«-Euphorie gemein, nichts mit der Ruhrpottromantik auf Schalke. Sie geht über den obligatorischen Lokalpatriotismus hinaus. »Ostdeutschland!« – dieser Ruf aus (politisch unterschiedlich positionierten) Fanszenen wie Magdeburg, Dresden und Rostock verunsichert Angehörige des Establishments. Damit verbindet man Aufbegehren, kämpferisches Heimatbewußtsein, vielleicht unwillkürlich die dortige Volkspartei AfD. Tatsächlich ist die neue »Ostdeutschland«-Welle in den wichtigsten Kurven der »neuen Bundesländer« aber kein Wahlaufruf, sondern trotziger Selbstbehauptungswillen, der materialisierte Stolz auf eine Herkunftsbezeichnung, die real und virtuell abgewertet wird, und effektive Provokation.

»Eine Ironie der Geschichte: Angesichts der Probleme der deutschen Einheit etablierte sich alsbald post festum eine DDR-Identität, wie sie es zu Lebzeiten dieses Staates kaum gegeben hatte. Manche Ethnologen glauben heute ein besonderes ostdeutsches Ethnos ausmachen zu können.«

Stefan Bollinger: Einleitung, in: ders. (Hrsg.): *Linke und Nation. Klassische Texte zu einer brisanten Frage,* Wien 2009, S. 7–34, hier 18.

Auch bei diesem Fallbeispiel samt Reaktionen »eines als übermächtig empfundenen westdeutschen Diskurses« (Eric Gujer) wird augenfällig, daß die Umerziehung und Selbst-Umerziehung in der (alten) BRD erfolgreich abgeschlossen ist. Dieser Doppelprozeß sorgte dafür, daß man sich als Partner der westlichen Welt, der man einverleibt wurde, fühlt, während man expliziter »Deutscher« noch bei Weltmeisterschaften und im Auslandsurlaub ist. Demgegenüber bewahrten sich die Ostdeutschen bereits unter Besatzungsrealität »ein stärkeres Nationalgefühl« gegenüber *ihren* Besatzern, da »das System des Sowjetkommunismus als fremdes System empfunden« wurde, wie der Sozialdemokrat Ehmke treffend zusammenfaßte, während man in der alten BRD frühzeitig Fleisch vom Fleische der Alliierten wurde. Dasselbe wünschte man sich 1990 unverhohlen für die Menschen der Beitrittsgebiete, artikulierte es lediglich unterschiedlich. (Ein »dritter Weg« als synthetisierender, neutraler Weg stand nicht zur Debatte.) Der Sozialhistoriker Jürgen Kocka mahnte zur Vorsicht und sprach von einer »möglichst taktvollen Übertragung« des »bundesrepublikanischen Modells« auf die neuen Bundesländer. Der Historiker Arnulf Baring forderte dagegen ganz offen die Übernahme westlicher Weltsichten durch die Ostdeutschen, weil sonst eine gefährliche »Ver-Ostung« drohen würde, und wünschte sich Millionen Einwanderer für den Osten, um die

Verwestlichung zu beschleunigen. Neben diesen fremdbestimmenden Erwägungen, nahmen es die Ostdeutschen in ihrer erdrückenden Mehrheit als Niederlage und Entwertung ihrer selbst wahr, daß allerorten nun westdeutsche Akteure, oftmals aus der dritten und vierten Qualifikationsreihe, auf Schlüsselstellen ostdeutscher Behörden, Banken, Firmen usw. plaziert wurden. Selbst einem nationalkonservativen Publizisten wie Karlheinz Weißmann schien es evident, daß »die Deutschen für die nächste Zeit auf das westdeutsche Personal angewiesen« seien. Er bewertete dies nicht als ein Problem, hätte doch schließlich »die Bonner Führung den Zusammenschluß der deutschen Reststaaten mit überraschendem Geschick und fast routiniert vollzogen«, wie er im *Rückruf in die Geschichte* hervorhob. Für Ostdeutsche klang und klingt diese Sichtweise arrogant und selbstgefällig, weshalb entsprechende Haltungen die Kluft zwischen Ost und West größer werden ließen und das Feindbild des »Besserwessis« als Sieger der Teilungsgeschichte weit über SED-PDS-Sympathisantenkreise hinaus an Bedeutung zunahm.

»Die Aggressivität und Intoleranz im politischen Diskurs erinnert zuweilen fatal an DDR-Verhältnisse, nur dass der Druck jetzt nicht nur von oben kommt, sondern auch von der Seite durch manche Journalisten und von ihnen gehypte Minderheiten.«

Hubertus Knabe: »Warum die DDR plötzlich wieder zum Thema wird«, in: *NZZ* v. 17. August 2019.

Neben diesen immateriellen Prozessen – Ostdeutsche als fremdbestimmte, objektivierte Verfügungsmasse – waren es materielle Entwicklungen, die den Einheitsjubel verstummen ließen und bis heute in den Köpfen vieler Ostdeutscher als Entwertung von Millionen Biographien präsent bleiben. Die Transformation der realsozialistischen Wirtschaft in die moderne Dienstleistungsgesellschaft der BRD verlangte u.a. die Privatisierung der Staats- und staatsnahen Betriebe der DDR. Ilko-Sascha Kowalczuk wies darauf hin, daß 85 Prozent der mittleren und großen Unternehmen an westdeutsche Investoren, zehn Prozent an ausländische und nur fünf Prozent an ostdeutsche Personen übertragen wurden. Woher hätten die Ostdeutschen (außerhalb des höchsten Parteiapparats) auch Gelder nehmen sollen, um Industrie- und Anlagenkapital in Ostdeutschland zu behalten? So war es konsequent, daß nur Kleinprivatisierungen an ehemalige DDR-Bürger funktionieren konnten, während alles, was bestimmte Summen übertraf, in westdeutschen oder ausländischen Besitz überging. Der Ausverkauf des Ostens und seiner 12000 Unternehmen war ein Sieg des Westens und der durch die Regierung Kohl gesteuerten (aber noch durch den Ministerrat der DDR im März 1990 gegründeten) Treuhandanstalt, was nicht ohne Spuren an den Menschen im Osten vorbeigehen konnte. Diese trugen freilich selbst dazu bei, indem sie den heimischen Konsummarkt zusammenbrechen ließen durch Fixierung auf die bisher vorenthaltenen Westprodukte.

»Der Wunsch nach Selbstbestimmung und die Behauptung einer höchst eigenen kulturellen oder ethnischen Identität gehen Hand in Hand (…). Aus Kommunalismus (Munizipalismus) und Regionalismus könnte auch eine Selbstermächtigung als demokratische Gegenbewegung hervorgehen, der es darum geht, möglichst viel Kontrolle über die Lebensverhältnisse und Selbstbestimmung der Lebensziele auf eine lokale Ebene der Interessensvermittlung zurückzuholen (…).«

Horst Kahrs: »Politische Suchbewegungen in Zeiten tiefer sozialer Transformation«, in: Martin Beck, Ingo Stützle (Hrsg.): *Die neuen Bonapartisten. Mit Marx den Aufstieg von Trump & Co. verstehen,* Berlin 2019, S. 129–148, hier 147f.

Die Weichen, die 1990 gestellt wurden, sorgten für die Betonierung der ostdeutschen Niederlage, für das Entstehen eines anhaltenden Krisenbewußtseins, aber auch andersgerichteter Standpunkte in Schlüsselfragen des gesellschaftlichen und politischen Miteinanders. Heute sehen (gemäß einer Allensbach-Umfrage) lediglich 42 Prozent in der Demokratie die beste Staatsform (im Westen: 77) und weit über die Hälfte der Ostdeutschen hält den Umstand, ob man aus Ost- oder Westdeutschland stammt, für eine der wichtigsten Trennlinien (im Westen: ein gutes Viertel); noch heute sieht sich mehr als ein Drittel der Ostdeutschen als Bürger zweiter Klasse und noch heute kommt für viele Ostdeutsche der Einigungsvertrag, an dem sie keinen Anteil hatten, einer »bedingungslosen Kapitulation« (Steffen Mau) gleich; noch heute liegt das mittlere Einkommen im Osten bei 81 Prozent des westlichen Niveaus; noch heute sind nur sechs bis neun Prozent der Führungskräfte in den neuen Bundesländern ostdeutscher Herkunft; noch heute befindet sich kein einziger Hauptsitz eines DAX-Konzerns im Osten und immer noch besteht ein »Pendlerüberschuß« (über 400000 Ostdeutsche müssen ihrer Arbeit hinterherreisen).

Die Ostdeutschen verstehen sich somit in einer nennenswerten Anzahl 30 Jahre nach der Einheit als Besiegte, wobei das nichts über die Loyalität zum überwundenen Regime aussagt. Vielmehr hatten sie sich erst nach der Wiedervereinigung samt Schockfolgen als »Volk der Ostdeutschen« (Richard Schröder) zusammengefunden, weshalb Johann Michael Möller kundgab, daß die Ostdeutschen im eigentlichen Sinne erst »mit der Wende entstanden«. Es kam der Konstitution einer »Erinnerungsgemeinschaft« gleich.

Noch zu DDR-Zeiten begriffen sich die einen DDR-Bürger als Deutsche in einem geteilten Deutschland, ideologisch Versierte als sozialistische Internationalisten, viele schlichtweg als Staatsangehörige der DDR.

Was sie seit 1990 mehr und mehr vereint, ist die retrospektive Verlust- und Abwertungserfahrung. Steffen Mau trägt in seinem Panorama ostdeutscher Transformationsprozesse Umfragen zusammen, die ein erhellendes Bild ergeben. Demzufolge vermissen die Ostdeutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit heute verlorengegangenen solidarischen Zusammenhalt, sozialpolitisches Engagement und Vollbeschäftigung; 75 Prozent der Ostdeutschen sehen sogar in einer sozialistischen Ordnung eine gute, aber falsch ausgeführte Idee. So wächst das »Einstweh« (Botho Strauß) quer durch alle politischen Lager, so wächst der Frust über Entsolidarisierung und Entfremdung – außer bei jener lautstarken und in Schlüsselpositionen verankerten Minderheit, die das westliche Modell als beispielhaft begreift.

Wenn man so will, wird den Ostdeutschen auf eine ironische Art und Weise der Dialektik übel mitgespielt: Das, was eine Mehrheit »positiv« mit dem alten Ostdeutschland verbindet (soziale und innere Sicherheit, Solidarität unter Gleichen, die »Vertrautheits- und Nahbeziehungsgemeinschaft«, wie Mau es formulierte), ging verloren. Das, was eine Mehrheit »negativ« mit dem alten Ostdeutschland verbindet (Stasi, Überwachung, Trennung in öffentlich und privat artikulierte Meinung etc.) feiert unter westdeutsch-bundesrepublikanischer Hegemonie der linksliberalen politischen Korrektheit seine Wiederauferstehung. Die ablehnende Haltung zu Bevormundung durch eine selbstreferentielle politmediale Klasse resultiert aus dem, was der Historiker Lutz Niethammer die »volkseigene Erfahrung« nannte. Eben sie machte das Gros der Ostdeutschen »empfindlicher und rebellischer«, wenn westdeutsch gepolte Lautsprecher wieder mal »die« Ostdeutschen für Wahlentscheidungen oder Verhaltensweisen tadeln, wenn ihnen also suggeriert wird, daß sie »undankbar und grundlos den Pfad der politischen Tugend verlassen hätten« (Hubertus Knabe).

Diese hier gewiß idealtypisch skizzierten Linien können von einer sozial- und rechtspopulistischen Kraft genutzt werden, die sich als Interessensvertretung jener Millionen nichtrepräsentierter Ostdeutschen begreift, die noch den Willen besitzen, am politischen Subjektzustand festzuhalten, die, mit Klaus-Rüdiger Mai gesprochen, intuitiv »auf der Existenz Deutschlands« bestehen.

Eine damit einhergehende weltanschauliche und strategische Ostorientierung der Rechten darf nicht mit einer voreiligen Aufgabe des gesamten Westens verwechselt werden. Aber erstens muß eine realistische Lageanalyse die Frage nach dem möglichen Empfänger politischer Botschaften beinhalten – und diese Frage ist geographisch beantwortet. Zweitens gibt es auch im »Westen« ein »Osten«, gibt es auch in den »alten Bundesländern« soziale und nationale Verwerfungen, die fruchtbar gemacht werden können. Das Laboratorium Ostdeutschland wäre so etwas wie ein »Verdichtungsraum« (Mau) mannigfaltiger Probleme immateriellen und materiellen Charakters, in dem die politische Rechte auf engem Gebiet und unter 12,5 Millionen Deutschen jene kulturellen, politischen und mentalitätsspezifischen Restbedingungen findet, die für ihre Renaissance als ernstzunehmende und gesellschaftsprägende Kraft nötig wären.

Eines der praktischen Ergebnisse, das sich aus diesen Thesen ergäbe, wäre die Forcierung eines ostdeutschen Regionalismus, der als Ziel erweiterte föderale Gestaltungsräume für die neuen Bundesländer auf kulturellen, medialen, bildungs- und sicherheitspolitischen Feldern benennt. Gelingt es, in einzelnen ostdeutschen Modellregionen eine »Wende im kleinen« herbeizuführen, etwa über ein effektives Zusammenspiel der Mosaik-Rechten inner- und außerhalb des Parlaments samt erstmaliger Koalitionspolitik, in der die AfD mit bald erreichten »30 Prozent plus« den Seniorpartner verkörpern müßte, dann könnte durch die sicher einsetzende Polarisierung ein Dominoeffekt einsetzen, der weitere Bundesländer »kippen« ließe: Sachsen *first,* so könnte man unken, dann fielen womöglich weitere Länder. Entweder also reißt ein Teilerfolg im Osten letzte Hoffnungsregionen im Westen mit, was bedeuten würde, daß Ostdeutschland eine »Pionierrolle beim populistischen Aufstand« (wiederum: Mau) einnähme, oder Hinz' Vordeutungen werden wahr und wir wagen den langen Weg nach Osten – verstanden als politische Zurückstellung des Westens und Fixierung auf Ostdeutschlands Annäherung an das mentalitätspolitisch ähnlich gestrickte Ostmitteleuropa. In beiden Fällen könnten die Besiegten von 1990 die Sieger von morgen sein – und dafür lohnt sich das meta- und realpolitische Streben auf (nur scheinbar) verlorenem Posten. ■

Literaturhinweise:

Hans-Joachim Arndt: *Die Besiegten von 1945. Versuch einer Politologie für Deutsche samt Würdigung der Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland,* Berlin 1978;

Horst Ehmke: »Was ist des Deutschen Vaterland?«, in: Jürgen Habermas (Hrsg.): *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«, Bd. 1: Nation und Republik,* Frankfurt a. M. 1979, S. 51–76;

Eric Gujer: »Die Machtverhältnisse sind klar«, in: *NZZ* v. 31. August 2019;

Thorsten Hinz: »Der lange Weg nach Osten«, in: *CATO* 1/2018, S. 7–10;

Ilko-Sascha Kowalczuk: *Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde,* 3. Aufl., München 2019;

Ivan Krastev, Stephen Holmes: *Das Licht, das erlosch. Eine Abrechnung,* 3. Aufl., Berlin 2019;

Steffen Mau: *Lütten-Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft,* 2. Aufl., Berlin 2019;

Johann Michael Möller: *Der Osten. Eine politische Himmelsrichtung,* Springe 2019;

Norbert F. Pötzl: *Der Treuhand-Komplex. Legenden, Fakten, Emotionen,* 2. Aufl., Hamburg 2019;

Jörg Roesler: Vorwort, in: Siegfried Wenzel: *Was war die DDR wert?,* ergänzte und aktualisierte Ausgabe, Berlin 2015, S. 7–49;

Rolf Peter Sieferle: *Epochenwechsel. Die Deutschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert,* Lüdinghausen und Berlin 2017;

Karlheinz Weißmann: *Rückruf in die Geschichte. Die deutsche Herausforderung: Alte Gefahren – Neue Chancen,* Berlin und Frankfurt a. M. 1992.

Irgendwo inmitten von Nirgendwo

Im Gespräch mit David Goodhart

Der Londoner Publizist David Goodhart hat 2017 in seinem Buch *Road to Somewhere* eine inzwischen als kanonisch geltende Unterscheidung zwischen den *Anywheres* (»Überall-Menschen«) und den *Somewheres* (»Irgendwo-Menschen«) getroffen, welche die neuen Bruchlinien jenseits der Rechten und Linken hervortreten läßt. In Deutschland hat Alexander Gauland diese Begrifflichkeit in die Debatte eingeführt, unter anderem in einem Vortrag zur Winterakademie 2019 des Instituts für Staatspolitik. Dieser Vortrag ist in *Sezession* 88 (Themenheft »Volk«) abgedruckt und fand Eingang in Gaulands *kaplaken*-Bändchen (*Nation, Populismus, Nachhaltigkeit,* Schnellroda 2019). Anläßlich der französischen Ausgabe des Buchs von Goodhart (frz. *Les deux clans. La nouvelle fraction mondiale,* Paris: Les Arènes 2019) wurde im französischen Magazin *éléments* ein Interview mit dem Autor veröffentlicht. Wir drucken es in der deutschen Übersetzung von Christa Nitsch ab.

ÉLÉMENTS: Sie kommen zum Fazit, daß es einen keineswegs auf Großbritannien beschränkten Bruch zwischen den *Anywheres* und den *Somewheres* gibt, der durch sozioökonomische und kulturelle Faktoren bedingt ist. Könnten Sie die Methode skizzieren, die Ihnen nicht nur erlaubte, diese Kategorien zu definieren, sondern zudem auch den jeweiligen Anteil dieser beiden »Clans« in der englischen Gesellschaft zu quantifizieren?

DAVID GOODHART: Die Methode ist nicht sehr kompliziert. Ich habe mich schlicht und einfach mit der Meinungs- und »Werte«-Forschung intensiv auseinandergesetzt, speziell dem unersetzlichen »British Social Attitudes Survey« [eine seit 1983 durchgeführte jährliche Umfrage, deren Ziel es ist, die Meinungsentwicklung der Briten bezüglich einer ganzen Reihe sozialer Themen einzuschätzen – A.d.Ü.]. Ich analysierte die Standpunkte und Gesinnungen der Befragten, abhängig von verschiedenen sozialen Kriterien, insbesondere aber vom Bildungsniveau. Dabei wird deutlich, daß 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung eine weitgehend liberale *anywhere*-Weltsicht vertritt. Diese ist gekennzeichnet durch den eindeutigen Vorzug, den man gesellschaftlicher Öffnung und individueller Freiheit gibt, durch eine wohlwollende Einstellung der Einwanderung gegenüber und einen nur schwach entwikkelten Sinn für nationale Zugehörigkeit. Ungefähr die Hälfte der Briten hingegen verfügt im allgemeinen über ein niedrigeres Bildungsniveau – diese nenne ich nun *Somewheres* –, beharrt mit größerem Nachdruck auf dem vertrauten Charakter von Herkunftsort und Gemeinschaft und zieht die Sicherheit der Freiheit und Neuartigkeit vor. Natürlich handelt es sich hier um holzschnittartige, etwas unscharfe Weltanschauungsentwürfe, und es läßt sich über den jeweiligen Anteil der Bevölkerung, den ich der einen oder anderen Gruppe zuordne, immer streiten. Auch muß einem klar sein, daß sich sowohl *Anywheres* als auch *Somewheres* in unzählige Unterkategorien aufsplittern. So findet man am äußersten Rand der *Anywheres* die wahren Bewohner des »globalen Dorfes«, die nur drei bis fünf Prozent der Bevölkerung ausmachen. Und am äußersten Rand der *Somewheres* tummeln sich die hartgesottenen Xenophoben, auch diese ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung ausmachend. Eine ebenfalls wichtige Gruppe – etwa ein Viertel der Bevölkerung – teilt ungefähr zu gleichen Teilen beide Weltanschauungen: ich habe sie – verzeihen sie meine Phantasielosigkeit! – die *Inbetweeners* (etwa »Dazwischen-Menschen«) genannt.

Wie dem auch sei: Die Briten, mit diesen von mir geschaffenen Etiketten versehen, sind von der Gesellschaftsentwicklung objektiv betroffen und verorten sich selbst subjektiv und zum Spaß entweder in der einen oder der anderen Gruppe, wobei die meisten der individuellen Existenzen viel zu idiosynkratisch und einzigartig sind, um paßgenau der einen der beiden Kategorien zu entsprechen. Nichtsdestoweniger hilft uns diese Etikettierung, einige grundlegende Tendenzen zu verstehen, die heute in den westlichen Gesellschaften am Werk sind. Ich glaube, daß die fundamentalen Unterschiede zwischen den *Anywheres* und den *Somewheres* in ihren jeweiligen Einstellungen zu Gruppenzugehörigkeit und Wandel zu suchen sind. Den *Anywheres* eignet gewöhnlicherweise das, was man eine »absolute Identität« zu nennen pflegt: Sie fußt auf ih-

rem schulischen und professionellen Erfolg, der sie wiederum dazu befähigt, geschickter auf den Wogen der Modernität zu segeln. Den *Somewheres* hingegen möchte man eher eine »relative Identität« zusprechen, gegründet auf der Stabilität des Ortes und der Gemeinschaft. Deshalb werden die Identitäten der *Somewheres* durch den gesellschaftlichen Wandel auch leichter erschüttert. Was man sich ständig vergegenwärtigen muß, ist die Tatsache, daß beide Weltzugriffe ganz und gar angemessen und berechtigt sind, zumindest in ihrer gemäßigten Form. Das Problem beginnt dort, wo sie in manchen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens so heftig aufeinanderprallen, daß dieser Gegensatz zur Ursache der aktuellen politischen Instabilität wird.

ÉLÉMENTS: Was bleibt in dieser neuen Aufstellung vom alten Gegensatz zwischen Rechts und Links übrig?

DAVID GOODHART: Die Linke und die Rechte sind nicht verschwunden, genausowenig wie der Klassenkampf oder die Debatten über Umverteilung oder den Einfluß des Staates … Aber dieser Gegensatz hat relativ gesehen an Wichtigkeit verloren, und zwar aus zwei Gründen: Zunächst weil jene anderen soziokulturellen Fragen, die die *Anywheres* und *Somewheres* entzweien – Sicherheit, Identität, Grenzen, Immigration, nationale Leitwerte, der Rhythmus des Wandels etc. – heute einen zentralen Platz in der Politik einnehmen. Das liegt an der nach Ende des Kalten Krieges einsetzenden und stetig größer werdenden Öffnung der Gesellschaften sowohl in ökonomischer als auch gesellschaftlicher Hinsicht. Zweitens wurden wir in den vergangenen Jahrzehnten Zeugen einer ziemlich erstaunlichen Übereinstimmung der Ansichten in ökonomischen Belangen. Dies gilt für Großbritannien, doch trifft es, denke ich, auch für die meisten anderen europäischen Länder zu. Die Klassengegensätze sind etwas abgestumpft. Die Arbeiterklasse ist geschrumpft und weniger links eingestellt, die Mittelschicht ist nicht mehr so sehr auf ihre Privilegien erpicht und sozialer Gerechtigkeit gegenüber weniger abgeneigt, teilweise deshalb, weil immer mehr Angehörige der Mittelschicht in der sogenannten *Care*-Ökonomie beschäftigt sind: im Gesundheitswesen, im Erziehungssystem … Nur wenige Personen der rechten Mitte sind noch Anhänger des Thatcherismus. Corbyns Niederlage bei den letzten Wahlen rührt unter anderem daher, daß er die Konservativen als widerliche »Deregulatoren« karikierte, denen allein an der Zerschlagung des Gesundheitswesens liegen soll. Die Tory-Partei begünstigt in Wirklichkeit eine soziale Marktdemokratie. Der Konservatismus, Verfechter eines schlanken Staates und niedriger Steuern, ist in Europa zu einer marginalen politischen Kraft geworden. Natürlich sind die Konservativen nicht solche Gleichheitsfanatiker wie die linken Wähler, doch teilen viele von ihnen inzwischen die Überzeugung, daß zu große Ungleichheiten problematisch sind.

ÉLÉMENTS: Sie beschreiben die Einstellung gegenüber der Massenimmigration als jenen Faktor, der die brüchig gewordenen westlichen Gesellschaften am tiefsten spaltet. In Großbritannien selbst handelt es sich dabei wohl kaum um Rassismus, weil die Ablehnung der Massenimmigration in erster Linie der explosionsartigen Zunahme der Einwandererströme europäischer Bevölkerungsgruppen gilt, die aus dem Osten des Kontinents kommen. In welchem Maße veranschaulichen diese Einwandererströme den Graben zwischen »Überall« und »Irgendwo«?

DAVID GOODHART: Rassismus gibt es zwar nach wie vor in unseren Gesellschaften, aber weit weniger als in der Vergangenheit. Dies rührt zum einen daher, daß wir uns gewöhnt haben, im Alltag Leuten unterschiedlicher ethnischer Herkunft zu begegnen, zum anderen aber liegen die Kolonialzeit und die diese begleitende Suprematismusvorstellung *(White Supremacy)* hinter uns. Im Brexit eine durch Rassismus oder Nostalgie für das Empire motivierte Entscheidung zu sehen, ist, dies sei *en passant* angemerkt, blühender Unsinn. Das Britische Weltreich kam eher zufällig zustande, würde ich sagen, und hat sich in den zwanzig Jahren, die dem Zweiten Weltkrieg folgten, ohne große Nostalgie oder Widerstand in Nichts aufgelöst. Zum Teil deshalb, weil wir im Gegensatz zu Frankreich nur wenige Siedler in den Gebieten des Empires hatten. Weniger als zehn Prozent der Bevölkerung Großbritanniens erachtet es heute als notwendig, daß einer ein Weißer sein muß, um als »waschechter« Brite zu gelten. Sie unterstreichen auch zurecht, daß sich die Auflehnung gegen die Masseneinwanderung in den letzten Jahren gegen die osteuropäischen Einwanderer, also Weiße und Christen, richtet. Überdies gibt es einen viel größeren Widerstand gegen nicht qualifizierte als gegen qualifizierte Arbeitsmigration, was wiederum ein Nonsens wäre, wenn dieser Widerstand einen rassistischen Beweggrund hätte.

Viele *Anywheres* drücken ihren liberalen politischen Radikalismus in einem abstrakten Engagement für eine möglichst uneingeschränkte Immigration aus. Sie sind überzeugt, daß »Diversität« auf jeden Fall etwas Erfreuliches ist. Sie unterhalten nur lose Verbindungen zur Gruppe, worunter auch Nation und besondere Orte fallen. Sie neigen dazu, in der Gesellschaft ein zufällig entstandenes Konglomerat zu sehen und leugnen alle Probleme, die mit der »Aufnahmekapazität« zusammenhängen. Die *Somewheres* machen direktere, konkretere Erfahrungen mit der Immigration und sie leiden unter ihren negativen Folgen, wozu in erster Linie der Wettbewerb um die schrumpfenden Ressourcen des Wohlfahrtsstaates gehört. Sie stehen zu ihren stärkeren Bindungen – insbesondere an den Nationalstaat und an spezielle Orte –, die ihnen durch eine zu rasante, zu massive Einwanderung geschwächt, ja gefährdet scheinen.

Éléments: Sie haben schon öfter geschrieben, daß der als zu rasant empfundene Rhythmus des Wandels den Widerstand der »Irgendwo-Menschen« auslöse. Aber ist es nicht vielmehr das durch den Wandel angestrebte und allen bekannte Endziel, das die große Mehrheit der Leute ablehnt?

David Goodhart: Ja, der Wandel in den modernen liberalen Gesellschaften bewirkte fast immer eine Abschwächung der Bindungen innerhalb der Gemeinschaft, ein Wegbrechen der Rahmenstrukturen und der Traditionen; er führte zu immer mehr Auszeichnungen der »Intelligenz« und zu einer Abwertung der nicht qualifizierten Beschäftigung. Insofern ist die Nostalgie all jener, die von diesem durch die *Anywheres* angeregten Wandel nicht profitieren, ganz und gar gerechtfertigt.

Éléments: Sie unterscheiden zwischen einem »anständigen« beziehungsweise salonfähigen Populismus und einem unberechtigten beziehungsweise geächteten Populismus. Welches sind Ihrer Meinung nach die Trennlinien, die zwischen berechtigt und unberechtigt verlaufen? Welchem Block ordnen Sie den französischen Populismus zu, der sich neuerdings um Marine le Pens Rassemblement National zu scharen scheint?

David Goodhart: Die Populisten, die ich die »salonfähigen« nenne, haben im großen und ganzen die in den letzten Jahren vollzogene Liberalisierung der kulturellen Einstellungen zu Rasse, Geschlecht und Sexualität akzeptiert. Das heißt aber noch lange nicht, daß sie zu Liberalen geworden sind. Das hindert sie auch nicht, an solche Dinge zu glauben wie stabile Gemeinschaften, gut bewachte Grenzen, den Vorrang nationaler vor universellen Rechten, die Unduldsamkeit gegenüber dem Verbrechen … In meinen Augen sind die meisten populistischen Parteien – dazu gehört auch das Rassemblement National – vollkommen salonfähig. Rassismus ist eine der offensichtlichen Trennlinien oder Gewalttätigkeit. Deshalb sinf für mich gewalttätige Parteien, etwa die Goldene Morgendämmerung in Griechenland, nicht legitim. Salonfähige Populisten akzeptieren die Idee der Gleichheit aller Menschen, selbst wenn sie nicht allen Menschen gegenüber die gleichen Verpflichtungen empfinden. Auch glaube ich, daß wir etwas, was wir nur allzu oft tun, in Zukunft vermeiden müssen: Die Linksradikalen und die Rechtsradikalen mit zweierlei Maß zu messen. Viele in der Wolle gefärbte linke Politiker waren Trotzkisten oder Schlimmeres, und scheuten auch vor Gewalt nicht zurück, um den Kapitalismus oder die Gesellschaft im allgemeinen zu zerschlagen. Wir sehen in ihrer Verwandlung und Neupositionierung etwas Positives, doch sind wir nicht gewillt, ähnliches auch den Leuten mit einer rechtsextremen oder Neonazi-Vergangenheit zuzugestehen, die ihrerseits aber auch eine Neupositionierung vorgenommen haben.

Éléments: Sie erinnern daran, daß das Nationalgefühl – lange eine Selbstverständlichkeit und heute eben auch auf Betreiben der *Anywheres* verteufelt – für die Solidarität unabdingbar ist und daß letztere folglich nur im Rahmen einer gemeinsamen Staatsangehörigkeit verwirklicht werden kann. Wie stehen Sie vor diesem Hintergrund zu einer Politik der »nationalen Präferenz« beziehungsweise »nationalen Priorität«?

David Goodhart: Nun ja, der Vorzug, den man den eigenen Staatsbürgern gibt, beziehungsweise das, was man die »nationale Präferenz« nennt, erscheint mir durchaus legitim, wobei solche Präferenz mit den von der EU geförderten aktuellen Prinzipien und Praktiken der Freizügigkeit und der Europa-Bürgerschaft in offenen Konflikt gerät. Ich denke, daß der Widerstand gegen den freien Personenverkehr nicht so heftig wäre, wenn die Einwanderer aus den anderen europäischen Ländern nicht schon bei ihrer Ankunft die gleichen Rechte hätten wie die Einheimischen, sondern ihre sozialen Rechte erst nach einer bestimmten Frist, am frühesten aber nach zwei Jahren, zugesprochen bekämen.



Diese Prise Dogmatismus der EU mußte schließlich bei den betroffenen Völkern zur ablehnenden Haltung gegenüber Europa führen. Da steht übrigens eine weitere komplexe Frage im Raum: Welcher Öffnungsgrad ist bei unseren Handelsbeziehungen wünschenswert, und, damit verbunden, welche rechtliche Vereinheitlichung erfordert solche Öffnung? Ich habe keine einschlägigen Erfahrungen auf diesem Gebiet, aber intuitiv würde ich sagen, daß wir durch die Gewährung von mehr nationaler Souveränität nicht notwendigerweise die meisten Vorteile des freien Handels verlören. Ich halte es für wichtig, daran zu erinnern, daß der nationale Gesellschaftsvertrag für jene von größerer Bedeutung ist, die über ein niedriges Einkommen und eine nur geringe politische Macht verfügen. Deshalb gibt es kein *Somewhere*-Dogma: Es ist psychologisch wie ökonomisch rational, den nationalen Gesellschaftsvertrag zu bevorzugen. Einem reichen Land wie Frankreich oder Großbritannien anzugehören, ist für Leute, die wenig besitzen,

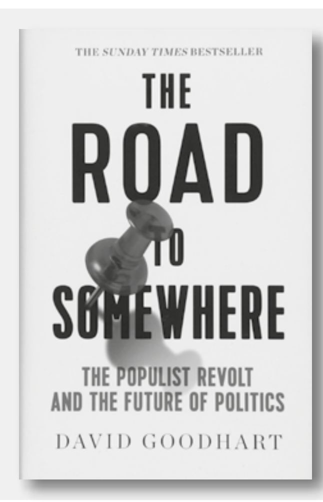
per se ein wichtiges Statussymbol, und die in einem Wohlfahrtsstaat gewährleistete nationale Solidarität ist für nicht so Reiche wichtiger. Das ist eine Tatsache.

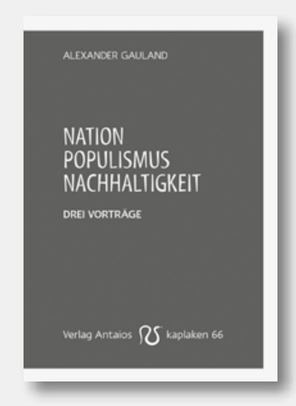
ÉLÉMENTS: **Sie plädieren für eine Versöhnung, einen »neuen Kompromiß« zwischen den antagonistischen Kräften. Logischerweise ist es Aufgabe des elitären Blocks, also des demokratisch zwar in der Minderheit, sozial und politisch aber dominanten Blocks, dem populistischen Block gegenüber Zugeständnisse zu machen. Worin könnten solche Zugeständnisse bestehen? Können sie genügen, um die Gesellschaft im Namen gemeinsamer Prinzipien und Ziele zu versöhnen? Zu welchem Verzicht müßten gleichzeitig die Populisten bereit sein?**

DAVID GOODHART: Ich glaube, wie ich bereits sagte, daß beide Weltanschauungen ihre Berechtigung haben, daß aber gleichzeitig unsere aktuellen politischen Probleme der Hegemonie des *Anywhere*-Entwurfes und der offensichtlichen Unfähigkeit der meisten Politiker entspringen, einen von ihrem eigenen abweichenden Blickwinkel zu berücksichtigen. Meiner Ansicht nach sollte man den Spieß jetzt nicht umdrehen und eine Hegemonie der *Somewheres* anstreben. Dennoch müssen kurzfristig die Zugeständnisse von den *Anywheres* kommen, vornehmlich in Form bescheidenerer Immigrationskontingente, einer Neuauflage des nationalen Gesellschaftsvertrags, einer Entschleunigung des gesellschaftlichen Wandels … Das Problem dabei ist nur, daß es weit schwieriger ist, in kulturellen Belangen Kompromisse zu machen als in ökonomischen. Man kann nicht eine offene und zugleich eingeschränkte Einwanderungspolitik betreiben!

ÉLÉMENTS: **Als Gründer des Magazins *Prospect,* das oft der linken Mitte zugeordnet wird, wagen Sie, Ansichten zu äußern – insbesondere über Multikulturalismus und Masseneinwanderung –, die man in dieser Form in entsprechenden französischen Zeitschriften niemals finden würde. Wie werden Ihre Analysen von den Ihnen bekannten britischen Intellektuellenkreisen aufgenommen, in denen die Überall-Leute überrepräsentiert sind? Wurden Sie auch schon Opfer eines Scherbengerichts wie Christophe Guilluy, den man wegen seiner Forschungsarbeiten zum *Peripheren Frankreich* abstrafte?**

DAVID GOODHART: Es geschah eher zufällig, daß ich mich im Laufe der Jahre zur Auseinandersetzung mit umstrittenen Themen veranlaßt sah. Das erste Mal hatte ich wegen eines 2004 geschriebenen Essays Scherereien, in dem ich die Spannungen zwischen Diversität und Solidarität hervorhob: Viele beschimpften mich damals als Rassisten. Früher war ich ein recht orthodoxer linker Liberaler gewesen, heute würde ich mich eher als Sozialdemokraten mit konservativen Anwandlungen beschreiben. Ich habe mich von meinen ursprünglichen Gesinnungsgenossen entfernt, aber auch von einer ganzen Reihe anderer Personen. Diese Distanzierung wurde mir leicht gemacht durch das Spektakel, das die Linke veranstaltete, als sie sich weigerte, das Ergebnis eines demokratischen Referendums anzuerkennen, und sich in eine Art zynischen Ökonomismus einmauerte, in dem einzig von Belang ist, ob man in drei Jahren um 500 £ reicher oder ärmer sein wird. Es liegt schon einiges im argen, wenn in einer Gesellschaft eine höhere universitäre Ausbildung einen Bevölkerungstypus hervorbringt, bei dem die politischen Ideen den Identitätskern ausmachen, und der es infolgedessen schwierig findet, die Politik in einer rationalen Weise anzugehen. Es mag ein offensichtliches Paradoxon sein, aber ich glaube, daß viele weniger gut ausgebildete und im Gemeinwesen weniger engagierte Menschen oft klarsichtiger sind, weil ihr Blick weit weniger von der Ideologie getrübt ist. Ja, ich denke, daß Christophe Guilluy und ich einiges gemeinsam haben, selbst wenn er eher von »Orten« spricht und ich eher von »Werten«. Auch empfinde ich viel Sympathie für Emmanuel Todd, dem das seltene und in Frankreich zumindest recht originelle Kunststück gelingt, ein Intellektueller der populistischen und nicht der marxistischen Linken zu sein. ■





David Goodhart:
The Road to Somewhere: The Populist Revolt and the Future of Politics
256 Seiten, geb., London 2017, 25 €

Alexander Gauland:
Nation, Populismus, Nachhaltigkeit. Drei Vorträge
86 Seiten, kart., Schnellroda 2019, 8,50 €

Alle Bücher erhältlich bei antaios.de.

Der Cant

von Erik Lehnert

Vorwürfe, die sich politische Gegner an den Kopf werfen, muß man in der Regel nicht ernst nehmen. Das hat verschiedene Gründe, von denen der offensichtlichste ist, daß diese Vorwürfe jeden treffen und von jedem erhoben werden können. Ein Beispiel wäre die Unterstellung, die jeweils andere Seite habe ein Interesse an der »Spaltung« der Gesellschaft und arbeite an ihrer Vertiefung. Im Gegenzug gibt aber jeder politische Akteur vor, diese Spaltung gerade verhindern zu wollen. Der Vorwurf ist also austauschbar und verfängt im Grunde nur bei denjenigen, die schon vorher davon überzeugt waren, daß er zutrifft.

Ein anderer Grund für die Unerheblichkeit solcher Gefechte liegt darin, daß es sich bei den Vorwürfen meist um Worthülsen handelt, was es unmöglich macht, ihre Gültigkeit zu überprüfen. Das trifft idealtypisch auf den Vorwurf der »Heuchelei« zu. Er unterstellt, daß der Gegner etwas anderes sagt, als er tut oder eigentlich tun möchte, daß er also Wasser predigt und Wein trinkt. Heuchelei bedeutet, daß er willentlich täuscht, daß er eigentlich weiß, daß falsch ist, was er behauptet. Das Problem der Heuchelei ist damit im Grunde kein inneres, sondern ein äußeres. Im Innern kann man durchaus wissen, daß das, was man behauptet, falsch ist. Wichtig für die Heuchelei ist der äußere Eindruck, auf ihn kommt es an, da man den Gegner (oder auch seine Anhänger) täuschen will.

Derjenige, der heuchelt, wird das nicht zugeben – sein Manöver wäre dann ja sinnlos. Gegen den wirklichen oder vermeintlichen Heuchler erhebt sich der Vorwurf der Heuchelei, der in der Regel seinen Ausgangspunkt in der (behaupteten) Differenz zwischen Sagen und Tun hat. Jemand sagt beispielsweise, daß die AfD ihre Zustimmung zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung nur heuchele, weil sie in Wirklichkeit genau diese Ordnung abschaffen wolle. Das könne sie nur nicht offen behaupten, weil ihr dann ein Verbotsverfahren drohe. Hier nun fehlt diese Differenz zwischen Sagen und Tun, weshalb sich der Vorwerfer mit Wortklaubereien behelfen muß, bei denen er die Worte willkürlich in einen Zusammenhang stellen kann, um den gewünschten Effekt zu erzielen.

Anders gelagert ist der Fall, wenn ein sogenannter Aufschrei durch das Land geht, wenn ein Politiker der Altparteien bedroht wird und gleichzeitig die Tatsache, daß AfD-Politiker regelmäßig Angriffen auf Leib und Leben ausgesetzt sind, bei denselben Leuten zu keinerlei Reaktion führt. Hier sorgt die Hereinnahme der Moral dafür, die größten Widersprüche verschwinden zu lassen. Auch hier ist Heuchelei nicht in jedem Fall gegeben. Dieser Tatbestand setzte Einsicht in das Mißverhältnis voraus. Wenn der linke Politiker die Aufnahme »aller« »Flüchtlinge« forderte, seine eigene Wohnung aber nicht zur Verfügung stellt, so ist das zweifellos Heuchelei, in dem Sinne, daß objektiv ein Widerspruch besteht, der allerdings subjektiv gar nicht mehr empfunden wird, weil der Zusammenhang von Sagen und Tun moralisch verwischt wird. Die Anwendung der höheren

»Die Größe des Widerspruchs zwischen Denken und Tun in England erklärt sich aus einem Fehler der Grundauffassung, aus der ungeheuren insular-puritanisch-alttestamentlichen Illusion, die auf der Gleichsetzung zwischen englischem Volk und Gottes Volk beruht.«

Martin Dibelius: *England*, S. 43.

Moral auf das Ziel des Sagens rechtfertigt das Tun und verdeckt die Differenz. Die Heuchelei wird hier habituell.

Bei der Auflösung dieses Sachverhalts ist ein Blick in die Geschichte einer bestimmten Wortbildung hilfreich, weil sie zeigt, daß Heuchelei nichts mit rechter oder linker Gesinnung zu tun hat, sondern mit moralischer Verkommenheit, die auf allen Seiten ziemlich gleich verteilt sein dürfte. Der klassische Heuchler des 19. Jahrhunderts war nicht der Linke, sondern innerhalb Deutschlands der »Spießer«, und international der Brite. Nietzsche meinte auch keine Linken, als er im Zarathustra den »Heuchler« beschrieb, sondern jemanden, der sich selbst belügt. Die Heuchelei des Spießers parodierte Gustav Meyrinck in seinem *Wunderhorn* als klassenlosen Selbstbetrug, bei dem mehr dem Schein als dem Sein entsprechend gelebt wird. Vor allem aber über die Karikatur des *Untertan* von Heinrich Mann ist die Tatsache, daß als weltgrößte Heuchler einmal die Briten galten, etwas in Vergessenheit geraten. Es geht um den *Cant,* der einmal als spezielle britische Art der Heuchelei galt (heute sagen die Briten zum Heuchler *hypocrite*), die man enträtseln und vor allem entlarven mußte, wenn man dem Weltmachtanspruch der Briten entgegentreten wollte.



Ursächlich für diese Fixierung auf die Briten war einerseits das deutsche Minderwertigkeitsgefühl, das am Briten die Verschlagenheit bewunderte, mit der er die schrecklichsten Verbrechen rechtfertigte und damit durchkam. Andererseits sehen wir den deutschen Hang zur Grundsätzlichkeit, der wie staunend vor dieser Verlogenheit steht, mit der jedes Tun zum eigenen Vorteil schöngeredet wird. Als erster bekannter Zeuge tritt uns Theodor Fontane entgegen, der in den 1850er Jahren als Korrespondent in London lebte und Land und Leute ziemlich gut kannte. Fontane war der Begriff *Cant* selbst noch unbekannt, aber er bemerkte bereits 1852 als Unterschied zwischen Deutschland und England, daß es in letzterem nie auf den Inhalt, aber immer auf die Form ankommt: »Du brauchst nicht recht zu haben; du mußt nur innerhalb der Form des Rechts dich befinden, und du hast recht.« Gemeint ist eine von Äußerlichkeiten überdeckte Form der Prinzipienlosigkeit, die man für Oberflächlichkeit halten könnte, wenn daraus nicht Konsequenzen erwachsen würden.

In seinen Berichten für die preußische Presse kommentierte Fontane regelmäßig die britischen Blätter. Über ein von ihm als besonders drastisch empfundenes Beispiel berichtet er am 14. März 1857 in der *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung,* bei dem es um den Opiumhandel in China geht, der im Parlament angeprangert wurde. Da dieser (um dessen Legalisierung zwei Kriege geführt wurden) große Gewinne erwirtschaftet, mit denen die begehrten chinesischen Güter Seide und Tee bezahlt werden, dürfen moralische Erwägungen keine Rolle spielen. Im Gegenteil: Der Opiumschmuggel wird von der Presse als das eigentliche Problem markiert, das auf die Selbstsucht der Chinesen zurückzuführen sei, die sich weigern, ihren Markt vollständig für England zu öffnen. Fontane bezeichnet den entsprechenden Artikel als »dummpfiffig«, der für die »selbstsüchtig-bornierte Majorität« geschrieben sei. Was ihn am meisten empöre, »das ist die schnöde, freche Rechtsverdreherei, die sich weißwaschen und dem unschuldigen Teil die Schuld in die Schuh schieben will«. Welch starke Nachwirkungen diese Bekanntschaft mit dem englischen *Cant* hatte, geht schon daraus hervor, daß Fontane noch im *Stechlin* einem Pastor den bekannten Satz »sie sagen ›Christus‹ und meinen Kattun« über die Engländer in den Mund legt.

Der Begriff *Cant* scheint auch in Großbritannien erst gebräuchlich geworden zu sein, nachdem er durch Sidney Whitman 1887 seine erste systematische Darstellung erhalten hatte. Es wird bereits ein Jahr später in der national-liberalen Zeitschrift *Die Grenzboten* ausführlich dem deutschen

»Unter den Handelsgrundsätzen, welche dazu beigetragen haben, England zu dem zu machen, was es gegenwärtig ist, ist der Pferdefuß des Teufels Cant leicht zu erkennen. Man ist nicht damit zufrieden gewesen, den Freihandel als eine dem eigenen Bedürfnisse entsprechende Einrichtung zu besitzen, sondern hat ihn als Schibboleth, als einer Art von Wundermedizin zu allgemeiner Anwendung empfohlen.«

Lothar Buchner: *Kleine Schriften,* S. 349.

Publikum vorgestellt, womit der *Cant* zumindest in die politische Auseinandersetzung eingeführt war. Er wird dort schon in einer Weise definiert, daß zwar seine schärfste Ausprägung bei den Briten zu finden sei, die Tatsache als solche sich aber leicht verallgemeinern lasse. *Cant* ist demnach die Kunst, die Dinge so scheinen zu lassen, wie sie nicht sind. Diese Kunst sei für die Seele tödlich, weil sie schnell über das Stadium der bewußten Lüge hinaus zum Glauben der eigenen Wahnvorstellungen und damit zu einem Zustand führt, in dem man »aufrichtig unaufrichtig« ist.

Daß aus diesem Auftauchen des Begriffs eine Konjunktur wurde, kann man nicht gerade behaupten. Selbst Max Weber, der die (im Fall der Engländer) im Puritanismus liegenden Grundlagen (der Begriff selbst leitet sich von *cantus* her, hier verstanden als bigottes Geplärre) für diese Geisteshaltung aufgedeckt hat, benutzt ihn, soweit ich sehe, nur ausnahmsweise. Das änderte sich erst mit Beginn des Krieges 1914, als deutlich wurde, daß an diesem Vorurteil durchaus etwas dran ist. Anstoß gab die Heuchelei um das neutrale Belgien, in das die Deutschen einmarschierten, was die Engländer zu schärfsten Protesten und Anklagen nutzten, obwohl sie selbst Belgien durchaus nicht als neutral betrachtet hatten. Durch die allgemeine Aufwallung fand sich der *Cant* vor allem auch in Satire-Zeitschriften wieder. Aber auch die geistige Mobilmachung nutzte den Begriff gern, wenn es darum ging, die Parole »Gott strafe England« zu begründen. Wir finden den Begriff ausdrücklich bei so berühmten Leuten wie Ferdinand Tönnies oder Max Scheler, aber auch dem Sinn nach in Werner Sombarts programmatischer Schrift *Händler und Helden*.

»Denn zum Sonderbaren des *cant* gehört auch dies. Je öfter er wiederholt, oder je lauter er verkündet wird, um so mehr wird er nicht nur gläubig, ja enthusiastisch aufgenommen, sondern von denen, die ihn ursprünglich erfanden, selbst geglaubt, und um so zuversichtlicher, daher auch um so wirkungsvoller immer von neuem geltend gemacht.«

Ferdinand Tönnies: *Englische Weltpolitik*, S. 6.

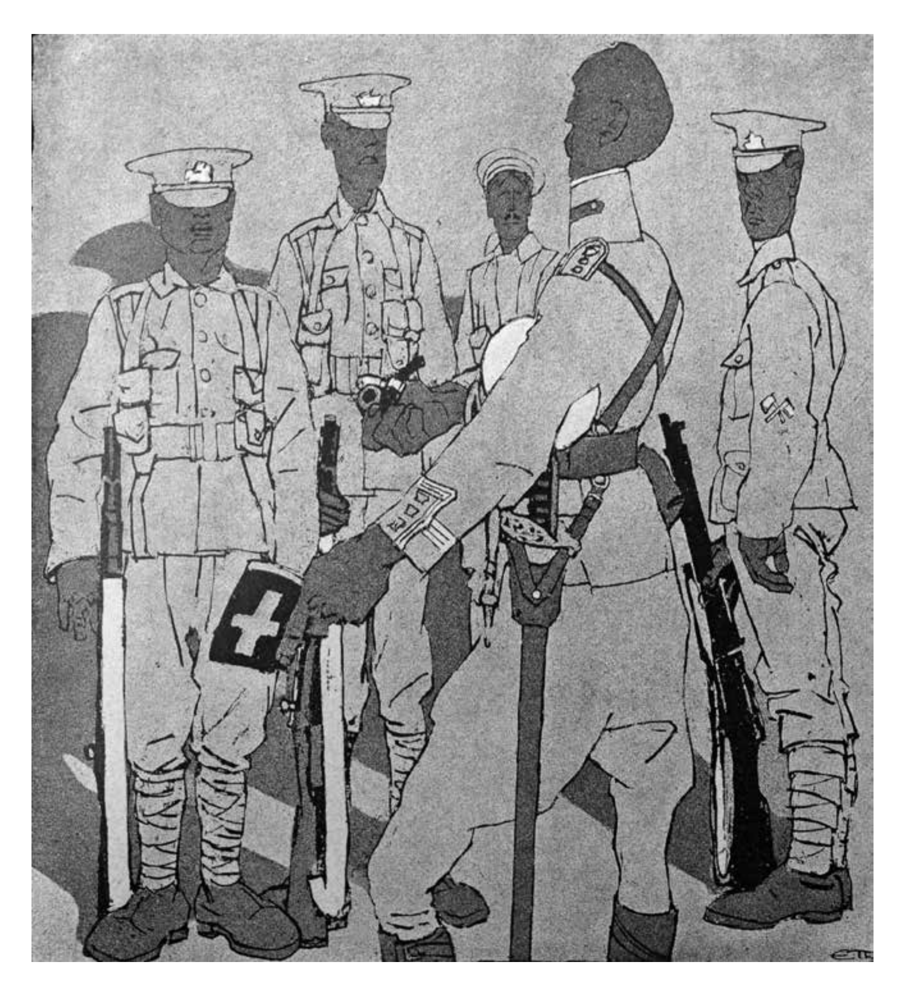
Klar war, daß die Umstände der Niederlage im Ersten Weltkrieg und die anschließende Demütigung Deutschlands in Versailles nicht gerade dazu beigetragen haben, das Bild von England zu verbessern. Der Gebrauch des Wortes *Cant* findet sich allerdings weniger auf Seiten der Rechten, die sich zunehmend am Rassebegriff erwärmten (in dem England trotz seiner keltischen Einsprengsel als Verbündeter vorkommt), sondern auf Seiten derjenigen, die grundsätzlich gegen die Heuchelei ihres Zeitalters Stellung beziehen (und schon aus diesem Grund die politische Arena meiden). In der Zwischenkriegszeit war der *Cant* daher dem politischen Kampf weitestgehend entzogen und kam vor allem in kulturgeschichtlichen Abhandlungen vor, die die Geisteshaltung der Gegenwart erkunden wollten. Das berühmteste Beispiel ist zweifellos Egon Friedell, der mit seinen Ausfällen gegen England unter Berufung auf den *Cant* beweist, daß es auch ohne Chauvinismus möglich ist, den Begriff zu nutzen.

Friedell schreibt in seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* dem Engländer unter dem Stichwort »cant« die Fähigkeit zu, Dinge die er für unangenehm hält, »für eine Sünde oder eine Unwahrheit zu erklären«. Dies geschehe mit bestem Gewissen, was ganz natürlich sei, denn »er handelt in der Ausübung eines Instinkts«. *Cant* könne man daher als »ehrliche Verlogenheit« definieren. Diese Fähigkeit zum Selbstbetrug schreibt mit Stefan Zweig ein zweiter Essayist dem ausgehenden 19. Jahrhundert in Gänze zu. Er macht das an dem Auseinanderklaffen von moralischem Rigorismus einerseits und liberaler Scheinfrommheit andererseits fest: »Wer einmal Toleranz als Flagge auf dem First der Kultur gehißt, besitzt kein Herrenrecht mehr, sich in die Moralauffassung des Individuums einzumengen.« Es werde eben keine ernsthafte Versittlichung mehr gefordert, sondern nur ein äußeres Wohlverhalten gegenüber der Konvention. Man darf also alles machen, nur erwischen lassen darf man sich nicht, was Zweig zu der Quintessenz zusammenfaßt: »nicht Kant habe sittlich das neunzehnte Jahrhundert beherrscht, sondern der ›cant‹«.

»Ihre [Maria Tudors] Nachfolgerin war die ›große Elisabeth‹, eine kluge und zielbewußte, aber maßlos eitle und egoistische Frau von jener brutalen Skrupellosigkeit, kalten Hinterlist und scheinheiligen Prüderie, die die Feinde Englands als typisch national bezeichnen.«

Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit*, S. 376.

Diese universelle Ausweitung des Begriffs *Cant* wurde durch den Zweiten Weltkrieg jäh abgebrochen. Jetzt bemühte man sich auf deutscher Seite wieder sehr stark, den Nachweis zu führen, daß allein die Briten der Charakterlosigkeit des *Cant* anheimgefallen wären. Hier, insbesondere in zahllosen kleinen Schriften des Deutschen Instituts für Außenpolitische Forschung der NSDAP und seiner Reihe *Das Britische Reich in der Weltpolitik* erlebte der Begriff seine letzte Konjunktur. Obwohl einzelne Beiträge über die calvinistischen Ursprünge dieses Charaktermangels auch neue Einsichten zutage förderten, führte die Indienststellung dieser Forschung in den Kriegseinsatz dazu, daß nach 1945 keine Rede mehr vom *Cant* sein durfte. Dabei ist der Charaktermangel mit dem zweiten Sieg der Alliierten nicht aus der Welt geschafft worden, sondern er hat sich in der



»Es steht nirgends in der Bibel geschrieben, daß man keine Dum-Dum-Geschosse verwenden darf.« Karikatur aus Simplicissimus.

Tat universalisiert. Die Richtung hat Carl Schmitt bereits 1932 mit seinem Diktum »Wer Menschheit sagt, will betrügen« gewiesen. Der *Cant* ist zu einer Geisteshaltung all derjenigen geworden, die mit dem Verweis auf vermeintlich höhere Ideale ihre Politik rechtfertigen – und damit meistens erfolgreich sind.

Es bleibt die eingangs erwähnte Frage, ob die Entlarvung dieser Heuchelei möglich ist, wenn man bedenkt, daß wir es in den meisten Fällen mit einer aufrichtigen Unaufrichtigkeit zu tun haben, die mit dem Begriff der Heuchelei nur unzureichend beschrieben ist. Alle Propaganda- und Aufklärungstätigkeit des 20. Jahrhunderts haben es nicht vermocht, diesen Knoten der Unaufrichtigkeit zu zerschlagen. An die Stelle der Engländer sind mittlerweile international vernetzte Gruppen getreten, die in ihren jeweiligen Ländern den *Cant* pflegen und sich dementsprechend gegen Kritik immunisiert haben. Der Blick in die Geschichte zeigt, daß es wenig bringt, dem politischen Gegner seine Unaufrichtigkeit zum Vorwurf zu machen, wenn er nicht mehr in der Lage ist, Schein und Sein voneinander zu unterscheiden.

Für die Diagnose bietet die Geschichte genügend Hinweise, allerdings keine für die Lösung, die darin bestehen muß, die Wirklichkeit wieder zur Geltung zu bringen. Die Heuchelei hat es dann schwer, wenn Taten den Ausschlag darüber geben, wie jemand zu bewerten ist. Da es ohne Worte nicht geht, kann die Forderung an die Sprache nur die sein, die Begriffe möglichst so zu verwenden, daß in ihnen die Gedanken nachvollziehbar zur Geltung kommen, weil sich in ihnen die Wirklichkeit spiegelt. Wer begriffliche Unsauberkeiten nicht zuläßt, macht sich zumindest weniger angreifbar und kommt gar nicht erst in Versuchung zu heucheln. Daß er damit politisch erfolgreich sein wird, ist angesichts der Spielregeln politischer Kommunikation ausgeschlossen. Im politischen Meinungskampf, in dem Wahrheit ganz offensichtlich nichts zählt, kann es daher nur zwei Möglichkeiten geben: eine ähnlich starke Überzeugung auszubilden, die von den eigenen Gründen, mögen sie zutreffen oder nicht, vollständig überzeugt ist, oder die Verdammnis zur ewigen Nischenexistenz. Der dafür zu zahlende Preis ist in beiden Fällen hoch. Im ersten Fall wäre er nur gerechtfertigt, wenn es um mehr als persönliche Interessen geht. ■

Literaturhinweise:

Carl Brinkmann: *Der wirtschaftliche Liberalismus als System der britischen Weltanschauung,* Berlin 1940;

Lothar Buchner: »Ein böser Geist im heutigen England« (1888), in: ders.: *Kleine Schriften politischen Inhalts,* Stuttgart 1893, S. 328–352;

Martin Dibelius: *Britisches Christentum und Britische Weltmacht,* Berlin 1940;

Walter Dibelius: *England,* 2 Bände, Stuttgart [6]1931;

Theodor Fontane: *Wanderungen durch England und Schottland,* Berlin 1980;

Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit,* Erster Band, München 1927;

Hans Hartmann: *Cant. Die englische Art der Heuchelei,* Berlin 1940;

Max Scheler: *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg,* Leipzig 1915;

Werner Sombart: *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen,* München 1915;

Ferdinand Tönnies: *Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung,* Berlin 1915;

Sidney Whitman: *Conventional cant, its results and remedy,* London 1887;

Stefan Zweig: *Die Heilung durch den Geist,* Leipzig 1931.



Schneller, bitte! Phantom Akzelerationismus

von Nils Wegner

In der Juliausgabe 2012 der Zeitschrift des Osloer Instituts für Friedensforschung, *Journal of Peace Research,* erneuerte der russisch-amerikanische Evolutionsbiologe Peter Turchin seine These von wiederkehrenden »Wellen« soziopolitischer Instabilität in komplexen menschlichen Gesellschaften. Seiner quantitativen historischen Analyse, der »Kliodynamik«, zufolge treten die USA ungefähr alle 50 Jahre in Phasen gesellschaftlicher Krisenerscheinungen ein, gekennzeichnet etwa durch gehäufte »Amokläufe«. Nach einer letzten signifikanten Spitze in den späten 1960ern und frühen 1970ern, als es im Rahmen der linksradikalen Studentenunruhen u.a. zu mehr als 8000 angedrohten, versuchten und vollendeten Bombenanschlägen kam, sei die nächste Verschärfung der innerstaatlichen Unruhe für die Jahre um 2020 zu erwarten.

Vor diesem Erwartungshorizont kam im Herbst 2019 der zuvor bereits mit dem Goldenen Löwen von Venedig ausgezeichnete US-Psychothriller *Joker* des ansonsten vorwiegend für Blödelorgien bekannten Regisseurs Todd »Phillips« Bunzl in die Kinos. Lose an die Figur des gleichnamigen Superschurken aus dem DC-Comicuniversum angelehnt, zeichnet der deutlich gegen ein bürgerliches Establishment gerichtete Film die Geschichte eines von der Gesellschaft geschnittenen und zusehends den Verstand verlierenden Außenseiters, der nach einer Verzweiflungstat zur Ikone des lange überfälligen Aufstands wird. Nur einen Monat nach seiner Veröffentlichung hatte der Film weltweit bereits mehr als eine Milliarde Dollar eingespielt und damit mehrere Rekorde gebrochen.

»Wenn Sie sich für die heutige Popkultur drei Dinge wünschen könnten, welche wären das?«

– »Zuallererst: Betet sie nicht an, sondern schaut auf sie herab, trampelt auf ihr herum, zerstört sie, nehmt euch aus ihren Ruinen, was ihr wollt, und erschafft daraus etwas Besseres.«

Malcolm McLaren im Interview; artcast.ch vom 18. Juli 2005.

Bemerkenswert ist er jedoch vor allem wegen der Medienhysterie, die ihn bereits vor dem offiziellen Anlaufen umgab: In diversen englischsprachigen Medien zirkulierten Gerüchte, wonach der Film Amokläufer »inspirieren« könne, und vor dem Kinostart verschickte selbst die US-Armee eine offizielle Warnung an ihre Angehörigen, daß es bei Vorführungen des Films zu Ausschreitungen kommen könne. Clownsschminke und die ikonische Tanzszene der Hauptfigur sind (auch aufgrund des deutlich älteren, zynischen »Clown-World«-Mems) tatsächlich mittlerweile auf Internetplattformen allgegenwärtig und symbolisieren eine nicht nur klammheimliche Freude über Zerfallserscheinungen des gewohnten Systems – von eskalierenden Demonstrationen bis hin zu tatsächlichen Schießereien mit vordergründig politischem Motiv.

Zuallererst: Wahllos Menschen zu töten, ist *kein* politischer Akt, sondern höchstens ein Versuch der »Kunst« durch Verstörung, wie schon 1930 der aller »rechten« Allüren unverdächtige André Breton im *Zweiten surrealistischen Manifest* feststellte – lange vor Richard Millet mit dessen »Literarischer Eloge auf Anders Breivik« (2012). Mit dem Christchurch-Attentäter Brenton Tarrant hat der aufsehenerregendste politische Attentäter der letzten Jahre zwar in seinem Manifest »Destabilisierung und Akzelerationismus« als »Taktiken für den Sieg« genannt. Was er dazu aller-

◂ *Wyndham Lewis, The Vorticist, 1912*

»Sehen Sie sich um, werter Leser, dann erblicken Sie eine zugrunde gehende Zivilisation im wirkungslosen Ringen mit der ökologischen Überlastung, der gesellschaftlichen Auflösung, der Lähmung der Verwaltung und dem immer rascheren Zerfall der Infrastruktur, die alle fester Bestandteil der natürlichen Art und Weise sind, wie Zivilisationen sterben. So sehen Niedergang und Tod einer Zivilisation im frühen bis mittleren Stadium aus […].«

Scott Michael Greer: »Asking the Hard Questions«, thearchdruidreport.blogspot.com vom 10. Juli 2013.

»Nihilismus, der sich an eine Geschwindigkeitsbegrenzung hält – darauf scheint Konservatismus heute weltweit hinauszulaufen. Aber ich will keinen geschwindigkeitsbegrenzten Nihilismus. Ich will Nihilismus mit einem besoffenen Fahrer, der mit 200 Sachen davonrast. Denn das führt zu einer Konfrontation, die radikaler ausfällt und früher eintritt, und das wäre eine Konfrontation, die wir tatsächlich gewinnen könnten.«

Richard Spencer im Gespräch mit Augustus Invictus, Podcast »Guerilla Radio« vom 10. November 2019.

»Optimismus erscheint mir immer wie ein heimtückisches Alibi von Egoisten, die damit vor sich selbst ihre chronische Selbstgefälligkeit verschleiern. Sie sind Optimisten, um sich das Mitleid mit dem Menschen und seinem Elend zu ersparen.«

Georges Bernanos: *Die großen Friedhöfe unter dem Mond,* Köln u. Olten 1959.

dings geschrieben hat (und was von prominenten rechten Kommentatoren geistlos nachgekräht wurde), hat rein gar nichts mit tatsächlichem Akzelerationismus zu tun. Es ist vielmehr die exakt gleiche »Strategie der Spannung«, die von NATO und CIA finanzierte und gesteuerte europäische Terrorzellen sich in den 1970ern auf die Fahne geschrieben hatten (und die schon damals nicht funktioniert hat, weil man die Masse schlicht nicht zur Revolution hochreißen kann, punctum). Wer sich heute einem derartigen »Eskalationismus« hingibt und den übermächtigen Staat zum noch härteren Dreinschlagen reizen will, der macht sich extrem verdächtig und besorgt sehenden Auges die Arbeit des Feindes.

Klärungsbedarf also: Wer bisher schon mit dem »Postmodernismus« (vgl. *Sezession* 92) als der wichtigsten kulturwissenschaftlichen Strömung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zurecht kam, der kann über eine weitaus obskurere, um ein Vielfaches weiter zugespitzte Schule des Denkens nur noch fassungslos sein: den – tatsächlichen – Akzelerationismus.

Die Ableitung vom lateinischen *Acceleratio* für »Beschleunigung« legt eine begriffliche Nähe zur vom französischen Medientheoretiker Paul Virilio 1977 in seinem Aufsatz »Geschwindigkeit und Politik« begründeten Dromologie nahe, der »Wissenschaft vom Rennen«, die sich auf die wahrnehmbare Stauchung des Verhältnisses von Raum und Zeit durch die ständigen Entwicklungen der Hochtechnologie in den Bereichen Kommunikation und (Waren-)Verkehr fokussiert. Und während tatsächlich beide Betrachtungsweisen von der Gegenwart eines scheinbar erstarrten krisenhaften Stadiums vor dem Eintreten eines Endes gleich welcher Art ausgehen (was Virilios Fachkollege Jean Baudrillard in Abwandlung eines medizinischen Terminus als »Paroxysmus« bezeichnet hat), könnten doch die jeweiligen Folgerungen nicht unterschiedlicher sein: Die Dromologie identifiziert ausgehend von der Marxschen Analyse (in den *Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie*) einer dem hochmobilen Kapital entspringenden »Vernichtung des Raums durch die Zeit« die Geschwindigkeit als bestimmenden Faktor, der die Distanz, also den Raum eliminiere und die Zeit immer weiter verdichte. Dieser in Zeiten von Globalisierung und weltweiter Echtzeitkommunikation längst realen Entwicklung gegenüber nimmt sie eine kritisch-analytische Position ein und ist bemüht, den Sinn des einzelnen für die Folgen insbesondere im medialen Bereich zu schärfen. Für den gleichfalls linker Denktradition entstammenden Akzelerationismus hingegen stehen alle Zeichen auf Sturm; er will den »Spätkapitalismus« (Werner Sombart) nicht einhegen oder zurückdrängen, sondern ihn vielmehr möglichst rasch und radikal dem in ihm selbst angelegten Ende zutreiben. So fußen seine eskalativen Grundannahmen sowohl auf Marxens »Rede über die Frage des Freihandels« (»Aber im allgemeinen ist heutzutage das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelssystem zerstörend wirkt. […] Mit einem Wort, das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution.«), als auch auf Nietzsches Krisendiagnose im *Willen zur Macht* (§ 898): »Die Ausgleichung des europäischen Menschen ist der große Proceß, der nicht zu hemmen ist: man sollte ihn noch beschleunigen. Die Notwendigkeit für eine Kluftaufreißung, Distanz, Rangordnung ist damit gegeben: nicht die Notwendigkeit, jenen Proceß zu verlangsamen.«

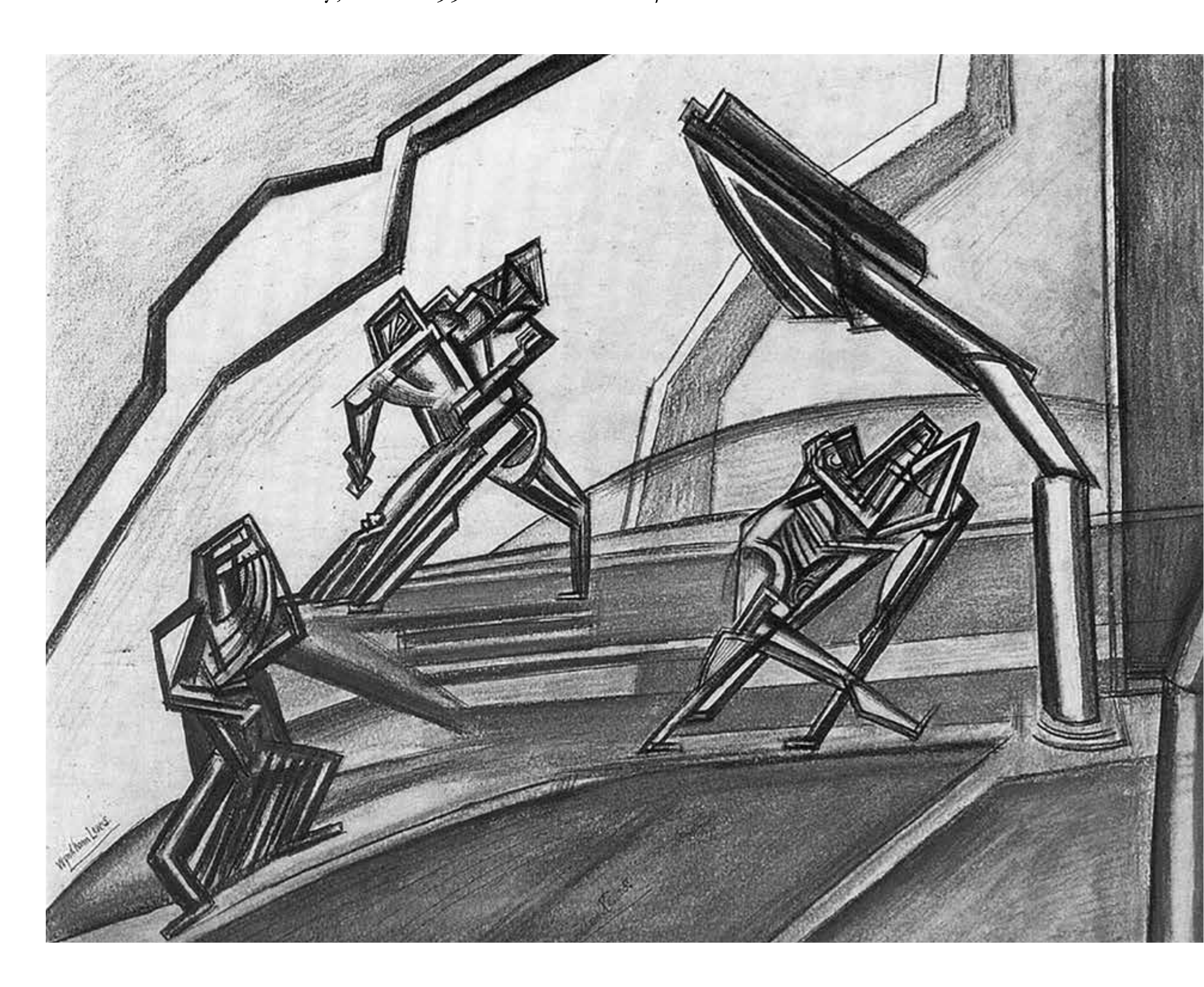
Diese Verinnerlichung des Grundsatzes »Was fällt, das soll man auch noch stoßen« verläuft dabei tatsächlich über einen poststrukturalistischen Vektor, nämlich die extravagante Nietzscherezeption des Pariser Philosophen Gilles Deleuze. Dieser forderte bereits 1972 gemeinsam mit dem Psychiater Félix Guattari im *Anti-Ödipus,* dem ersten Teil ihres berühmt-berüchtigten gemeinsamen Hauptwerks *Kapitalismus und Schizophrenie,* eine intellektuelle »Deterritorialisierung«: Selbst das avantgardistischste zeitgenössische Denken sei noch immer in formalen Strukturen und Codes seines konkreten Raumes – kultureller und darüber hinausgehender Art – befangen; es könne daher kaum mehr leisten, als Pasticcios längst bekannter und bereits überholter Thesen vorzubringen. Dieser Starre stehe eine zunehmend entgrenzte reale Welt entgegen, deren Ent-Territorialisierung der Menschen (besonders durch Unterschichtenmigration) eine parallele Deterritorialisierung des Denkens erzwinge, um wieder flexibel zu werden und eine neue Zukunftsplanung überhaupt zu ermöglichen. Diese Ent-Bindung der akzelerationistischen Theorie, deren Vertreter alle »zurück-

gebliebenen« Anhänger der klassischen Ideologien des 19. Jahrhunderts als selbstgefällige Langweiler verhöhnen, schlägt sich nicht zuletzt in einem selbstbewußt-provokanten Eklektizismus nieder. So enthält die Quellensammlung *#ACCELERATE#,* die der britische Szene-Hausverlag Urbanomic gemeinsam mit dem bekannten deutschen Merve-Verlag (siehe *Sezession* 84) 2014 herausgegeben hat, neben Einlassungen der oben Genannten und weiterer üblicher Verdächtiger auch unerwartete Stimmen wie jene des dystopischen Schriftstellers J.G. Ballard oder des eigenwilligen Gesellschaftstheoretikers Thorstein Veblen.

»Früher war der Mensch die Summe seiner Entscheidungen, vielleicht auch seiner gelesenen Bücher oder der Leute, mit denen er sprach. Heute ist er die Summe alldessen plus die Videos, die er gesehen hat, die Typen, die ihm online folgen, die Menge an staatlich subventioniertem Giftfraß, die er in sich hineinstopft, und so vieles mehr. Du bist von Anfang an der Tod, der dir dräut […].«

Mike Ma: *Harassment Architecture,* 2019.

Am Beginn und im Brennpunkt des merkwürdigen Geschehens stand »ein Mann mit sanfter Stimme und stählernen Ansichten« (Hannes Stein mit wohligem Schaudern in der *Welt*): der damals sehr junge britische Philosoph Nick Land, nach seiner Promotion über die Trakl-Rezeption Martin Heideggers von 1987 bis 1998 Lehrbeauftragter an der Universität Warwick in Coventry, wo er 1992 mit *The Thirst for Annihilation*



Wyndham Lewis, Combat No. 2, 1914.

eine Meditation über den notorisch Grenzen der Literatur und des Geschmacks überschreitenden Georges Bataille vorlegte. Zum bestimmenden Ereignis in jener Zeit wurde das Hereinbrechen der Digitalen Revolution mit der sprunghaften Durchsetzung und Verbreitung des Internets und der Neuen Medien ab 1993. Tief beeindruckt von den sich damit scheinbar auftuenden ungeahnten Möglichkeiten, ist Land denn auch in einer kurzen Einspielung der passend betitelten britischen Fernsehdokumentation *Visions of Heaven and Hell* von 1994 über die Zukunft einer digitalisierten Welt zu sehen, wie er vor einer Glasvitrine mit menschlichen Hirnschnitten sitzt und die allgemeine Durchsetzung einer horizontalen und enthierarchisierten – mit Deleuze und Guattari in *Tausend Plateaus* zu sprechen: »rhizomatischen« – Grundstruktur von Gesellschaften, Unternehmen und Computernetzwerken vorhersagt. Im gleichen Geiste gründete er 1995 zusammen mit der Kulturwissenschaftlerin Sadie Plant die »Cybernetic Culture Research Unit« (Ccru), die Warwick zwei Jahre lang mit ihren neosituationistisch-futuristischen Veranstaltungen und Pu-

»Linke sind als Revolutionäre nutzlos, weil die meisten von ihnen die bestehende Gesellschaftsform gar nicht wirklich umstürzen wollen. Sie interessieren sich nur dafür, ihre eigenen psychologischen Bedürfnisse zu befriedigen, indem sie marktschreierisch irgendwelche ›Anliegen‹ verfechten. Dafür ist ihnen jedes Anliegen recht, solange es nicht dezidiert rechts ist. So kommt es, daß jede aufstrebende (nicht-rechte) Bewegung mit revolutionärem Anspruch Linke anzieht wie der Honig die Fliegen, bis sie die ursprünglichen Angehörigen dieser Bewegung zahlenmäßig ausstechen und eine linke Bewegung daraus machen, die danach für revolutionäre Zwecke unbrauchbar ist. […] Die Linke dient also als Hilfsmittel, um aufkommende revolutionäre Bewegungen zu kastrieren und in die Harmlosigkeit zu führen.«

Theodore Kaczynski: »Letter to an Anonymous German«, wildwill.net vom 26. April 2017.

blikationen auf Trab hielt, ehe alle wesentlichen Mitglieder die Universität (teilweise nicht ganz freiwillig) verlassen hatten und die Forschungsstelle ihre Zulassung auf dem Campus verlor; offiziell aufgelöst wurde sie gleichwohl erst 2003. Land behandelte in seinen damaligen Publikationen – während seine Fachkollegen mit der Geschichte der Metaphysik und ähnlichen Harmlosigkeiten befaßt waren – ein volles Jahrzehnt »zu früh« heutige Mainstream-Themen wie Biotechnologie, das Internet als Suchtmittel oder den Aufstieg Chinas zur wirtschaftlichen Großmacht. Diese wahlweise als »tollwütiger Nihilismus«, »durchgeknallter schwarzer Deleuzianismus« oder »Cyber-Schauerliteratur« bezeichneten Texte wurden 2011 von zwei alten Weggefährten zusammengefaßt und aufgelegt unter dem schillernden Titel *Fanged Noumena* (in etwa »abstrakte Gedanken mit scharfen Zähnen«), ein schelmischerweise genau 666 Seiten starker Backstein von einem Buch, mit dem sich auch ein Schaufenster einwerfen oder eine Produktionsmaschine blockieren ließe. Land, der sich vom universitären Apparat längst verabschiedet hat und mittlerweile in Schanghai lebt, würde sich wohl nicht von so etwas distanzieren.

Auffallend bei alldem: Getreu der marxistischen Dialektik von Basis und Überbau gibt es keinen realpolitischen Anspruch. Vielmehr wird die der Verwertungslogik entspringende Entkoppelung der Politik von Max Webers »Verantwortungsethik« im akzelerationistischen Modell quasi nebenbei bis zur Implosion auf die Spitze getrieben. Wozu sich mit dem Appendix aufhalten, wenn man gleich auf das Herz zielen kann? Tatsächlich existierten die umstürzlerischen Visionen Nick Lands und der Ccru-Veteranen rund 15 Jahre lang außerhalb der politischen Sphäre, ehe Benjamin Noys, Professor für Kritische Theorie an der Universität Chichester, in seinem Werk *The Persistence of the Negative* 2010 den Akzelerationismus überhaupt erst als Begriff in die politische Sphäre überführte. Dort, wo das Denken mehrheitlich noch immer im Morast des 19. Jahrhunderts feststeckt, ist das Konzept seither erwartbarerweise wenig thematisiert und noch weniger verstanden worden. Als ein Paukenschlag gedacht war noch die Publikation des »Manifests für eine akzelerationistische Politik« von Nick Srnicek und Alex Williams 2013: Die Autoren reklamierten den Technopositivismus Nick Lands für eine noch zu schaffende zivilrevolutionäre Linke in einer Zeit, da alle Auswüchse eines beliebigen Konzerns von linken Aktivisten angegriffen wurden. Von links gab es dafür – u. a. von einschlägigen Schwergewichten wie Antonio Negri und »Bifo« Berardi – rhetorische Ohrfeigen, weil vom ruhigen akademischen Standort aus lediglich der alte, langweilige Gramscismus akzelerationistisch umlakkiert werde. Da hatte Land selbst die alte Radikalität längst als jugendliche Episode zu den Akten gelegt, war nach Schanghai gezogen und Horrorschriftsteller geworden.

Nach wie vor auf eine Selbstzerstörung des heutigen Kapitalismus zu spekulieren, kommt gleichwohl nicht von ungefähr: Längst treten in Gestalt von »abtrünnigen« Wirtschaftswissenschaftlern wie dem Siegener Professor Niko Paech mit seinem Buch *Befreiung vom Überfluss* Advokaten einer Postwachstumsökonomie auf den Plan, mit der eben jene Zentrifugalkräfte abgebremst werden sollen, auf denen Akzelerationisten Richtung Horizont reiten wollen. Ihnen steht zumindest in den allmählich wankenden Hochburgen des Spätkapitalismus die Politik in der Theorie nicht mehr nach: An die Macht strebende neualtlinke Klassenkämpfer wie Jeremy Corbyn in Großbritannien oder Bernie Sanders und Alexandria Ocasio-Cortez in den USA fordern unter Wortgeklingel wie »Green New Deal« eine Umverteilung von oben nach unten, die strenge Besteuerung großer Vermögen und eine Beschneidung der faktischen Oligarchie von Parteispendern und -förderern, um letztendlich durch titanische Investitionsprogramme eben den gewohnten Kapitalismus aus seiner ökologischen wie wirtschaftlichen Krise zu führen. Diese orthodox-unflexible Betrachtungsweise entlang der Deutungsmuster des frühen 20. Jahrhunderts ist jedoch weder in der Lage, den hybriden Charakter der postindustriellen Krisenentfaltung zu erfassen, noch radikal genug, um Lösungen statt bloßer Mediation bis hin zum staatlichen Dirigismus anbieten zu können. Es liegt nahe, einen – so gesehen – einer »nihilistischen« Logik folgenden dritten Anlauf zur Erstürmung der Festung des Kapitals zu wagen: Die Erwartung eines proletarischen Aufstands ist im industriellen Zeitalter enttäuscht worden, und auch Gramscis Hegemonialtheorie hat sich totge-

»Die Macht des Kapitals ist mittlerweile so trostlos vertraut, so überwältigend allmächtig und allgegenwärtig, daß selbst große Teile der Linken sie als naturgegeben zu akzeptieren gelernt haben und sie als eine derart unverrückbare Struktur hinnehmen, daß sie scheinbar kaum noch den Mut haben, überhaupt von ihr zu sprechen.«

Terry Eagleton: *The Illusions of Postmodernism,* Oxford u. Cambridge 1996.

laufen an der Elastizität einer globalen Wirtschaft, die jeden Gegendruck und alle Symptome der Entfremdung und Zerrüttung wiederum in kommerzielle Produkte umzulenken vermag – besonders absurd etwa mit der vorübergehenden Einführung von »Real Meals« (alias »Unhappy Meals«) durch den Fastfood-Riesen Burger King im Mai 2019, um in Anspielung auf die klassischen »Happy Meals« des Konkurrenten McDonald's mit bunten Kartons um eine Portion Friteusenfraß »ein Zeichen zu setzen für die nicht gut gelaunten Menschen in unserer Gesellschaft«.

Übt man Kritik an der Verfemung zeitgenössischer Dissidenz gerade durch die Medien, so folgt als höhnische Antwort oft: »Meinungsfreiheit bedeutet nicht Freiheit von Konsequenzen!« Nun, das gilt natürlich mindestens genausosehr auch für die Pressefreiheit. Hier könnte ein Ansatzpunkt für ergebnisorientierten rechten Akzelerationismus liegen: Die allfälligen Entstellungen und Kunstfehler etablierter Preßbengel weitläufig bekanntzumachen, ist eine der wenigen sinnvollen Nutzungsmöglichkeiten sozialer Netzwerke, denn auch der klassische Journalismus ist als Ausfluß der Verwertungslogik nicht vor Selbstdemontage und Implosion gefeit. Andere, halbironische Denkanstöße zu kreativem Handeln liefert nicht nur der gereifte Klassiker *Fight Club* von Chuck Palahniuk (1996): Der gerade einmal 23jährige Medienaktivist Mike Ma veröffentlichte im Frühjahr 2019 mit *Harassment Architecture* eine atemlos dahinrasende, bissige Episodensammlung reinster Hyperbeschleunigung.

»Es ist nicht schwer, die Zukunft vorauszusagen. Wenn man einfach vom schlimmstmöglichen Szenario ausgeht, das sowohl maximales psychisches Leiden als auch höchste Unternehmensgewinne und wirkungslose staatliche Koordination einschließt, dann wird man ziemlich sicher recht behalten.«

»Borzoi«, Postmoderne-Spezialist des alternativrechten TRS-Netzwerks, via Twitter am 26. Oktober 2019.

Rechter- wie linkerseits steht auf dem Weg zu einem akzelerationistischen Standpunkt ein gewichtiges Hindernis quer – das ist der Konservatismus. Doch: Ob eine derart zum Politikum erhobene geistige Unbeweglichkeit angesichts der heutigen Lage noch vertretbar ist? Nicht ohne Grund kursieren besonders in der amerikanischen rechten Dissidenz böse Bonmots wie »Konservative wollen Bewahrer sein, aber konnten noch nicht einmal nach Geschlechtern getrennte Toiletten bewahren«, oder, zum Gnadenstoß zugespitzt: »Konservativ sein, das heißt, ängstlich am Spielfeldrand der Geschichte zu stehen und die Spieler zu bitten, etwas langsamer zu machen.« Ganz anders – regelrecht *radikal* – nimmt sich da doch eine Bejahung der Beschleunigung, der Zentrifugalkräfte und der freigesetzten Selbstverzehrung der Systeme aus!

Neben all seinen utopisch-technosophischen Aspekten, die ihn vielfach wie einen politphilosophischen Abklatsch von Frank Herberts *Wüstenplanet*-Epos oder William Gibsons revolutionärer *Neuromancer*-Trilogie erscheinen läßt, mag der für den Durchschnittsrechten befremdlichste Aspekt am klassischen Akzelerationismus aber dessen Absage an die heroische Untergangspose sein: Alle Theorie soll von Ergebnis und Effizienz her gedacht werden. Das heißt eben oft, sich nicht wie ein bockiges Kind über mangelnde »Fairneß« und »Unaufrichtigkeit« des politischen Gegners zu beklagen oder einen hochnäsigen Kulturpessimismus zu pflegen, der allzuoft nur eigene Untätigkeit bemänteln soll. Statt dessen gilt es, die besonders im Informationszeitalter höchst instabilen Entscheidungs- und Machtprozesse zu durchschauen und ihre inneren Widersprüche zu verschärfen. Ein beachtliches Beispiel akzelerationistischer Parteipolitik stellt aus dieser Perspektive die taktische Stimmabgabe der thüringischen AfD-Landtagsfraktion bei der Wahl des Ministerpräsidenten am 5. Februar 2020 dar. Die unverhoffte Wahl des FDP-Kandidaten Thomas Kemmerich zum Ministerpräsidenten »von Höckes Gnaden« versetzte das gesamte bundesrepublikanische Parteiensystem in gewaltige Torsionsschwingungen, mit katastrophalen Folgen für FDP und CDU: Das morsche System begräbt die eigenen Sprechpuppen unter seinem betroffenheitsschweren Gewicht.

»[…] während die Akzelerationismen von links (L/ACC) und von rechts (R/ACC) versuchen, im Einklang mit ihren je eigenen politischen Theologien den Leviathan neu zusammenzufügen oder zu reterritorialisieren, zeichnet U/ACC einen Kurs nach draußen vor: Die ödipalen Strukturen, die Cathedral, der Leviathan und so weiter werden zerrissen und dezimiert von Kräften, die sich im System und um es herum aufbäumen und ihrerseits das gesamte System auf den Punkt seiner Auflösung zutreiben.«

Edmund B. Berger: »Unconditional Acceleration and the Question of Praxis: Some Preliminary Thoughts«, deterritorialinvestigations.wordpress.com vom 29. März 2017.

Man kann zur AfD stehen, wie man will – in ihrer selbstgesetzten Aufgabe einer Zertrümmerung des etablierten großwestdeutschen Parteienfilzes ist sie damit einen gehörigen Schritt vorangekommen und hat dem geneigten Beobachter einen Hochgenuß bereitet. Gerade vor dem Hintergrund der fortwährenden Ummünzung politischer Dissidenz in Konsumgüter – der vielgerühmte »Widerstand« erschöpft sich oft schon in einem »mutigen« Anstecker oder Jutebeutel – liegt eine Beschäftigung mit dem ganz anderen Blickwinkel des Akzelerationismus nahe, mit dem lachenden Umrennen alldessen, das bereits schleichend fällt. Neue Blickwinkel eröffnet ein solcher intellektueller Ausflug allemal. Und um einen Feind bekämpfen zu können, muß man ihn vor allem erst einmal sehen können. ■

Literaturhinweise:

Armen Avanessian (Hrsg.): *#Akzeleration,* Berlin 2013;

Ders. u. Robin Mackay (Hrsg.): *#Akzeleration 2,* Berlin 2014;

Kōjin Karatani: *Isonomia and the Origins of Philosophy,* Durham u. London 2017;

Nick Land: *Fanged Noumena. Collected Writings 1987–2007,* Falmouth u. New York 2011;

Mike Ma: *Harassment Architecture,* o. O. 2019;

Slavoj Žižek: *Der Mut der Hoffnungslosigkeit,* Frankfurt a. M. 2018.

Der Kapp-Putsch und seine Lehren

von Konstantin Fechter

Woher rührt das bis heute tief verankerte Mißtrauen vieler Deutscher gegen das eigene Militär? Kaum eine andere Institution wird in diesem Land mehr beargwöhnt als die Armee. Dies liegt keineswegs nur an der pazifistischen Grundhaltung der Bundesrepublik, der Aversion gegen jeden Krieg. Die Ablehnung geht tiefer, läßt die Furcht erkennen, in den Baracken jenseits des Stacheldrahts einen verschwörerischen Staat im Staate vorzufinden. Der durch Preußen geprägte Dienstethos, die Unterordnung unter Pflicht und Gehorsam, steht im Verdacht, Soldaten zu erzeugen, die außerhalb ihrer Gemeinschaft nicht mehr kontrollierbar seien. Reden zu Rekrutenvereidigungen in Deutschland enthalten daher keine anerkennenden Worte über Mut und Opferbereitschaft, sondern mahnen zur Gesetzestreue und Loyalität. Die Politiker wirken bei diesen Pflichtbesuchen mehr wie Dompteure einer Raubtiermeute, so als würden Strafgefangene und keine Staatsdiener vereidigt.

Geht man diesen unausgesprochenen Vorwürfen aber näher auf den Grund, wird schnell ersichtlich, daß es sich hierbei mehr um ein nebulöses Unbehagen als um faktisches Geschichtsbewußtsein handelt. Denn die preußisch-deutsche Militärgeschichte kann keinen ausgeprägten Hang zur Junta-Bildung vorweisen. Im Gegenteil – in ihr finden sich nur drei nennenswerte Beispiele von offenem Aufbegehren der Offiziere gegen ihre Regierung: die Konvention von Tauroggen, der Kapp-Putsch und die Verschwörung des 20. Juli. Nun eignen sich weder Yorcks eigenmächtiges Vorgehen gegen den preußischen König noch der Stauffenbergsche Aufstand des Gewissens für eine Exemplifizierung der These eines die Politik bedrohenden Offizierkorps. Es waren Ermessensentscheidungen, getroffen in unübersichtlichen Notlagen. Viel eher liegt die Tragik der deutschen Offiziere in einer ausgesprochenen Unterordnung unter das Primat der Politik.

Die einzige Ausnahme stellt der Kapp-Putsch im März 1920 dar. Ein sonderbares Ereignis, dessen eigentlicher Verlauf schnell erzählt ist, aber aus dem sich doch manche Lehre ziehen läßt, und zwar deswegen, weil sein Scheitern schon sehr bald feststand. Daß das Hauptgeschehen auf den 15. März fiel, ist eine jener Analogien, die nur die Geschichte kennt: Es sind die Iden des März, die schon Caesar zum Verhängnis wurden und die seitdem zum Synonym des Verrats, aber auch der Verkennung der politischen Lage geworden sind. Denn wie schon die letzten Tage der römischen Republik zeigen, muß einen Umsturzversuch mehr auszeichnen als der Wille zur Macht. Brutus und die anderen Verschwörer appellierten an den Idealismus ihrer Mitbürger und verzichteten auf politische Konzepte jenseits der Restauration. Sie erwarteten von diesen nach der Ermordung des Diktators ein Bekenntnis zur Republik. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Doch die Bürger Roms wandten sich demjenigen zu, der die meisten Legionäre aufstellten konnte und von dem die ausschweifendsten Festivitäten nach

Generalfeldmarschall Erich v. Manstein: »Preußische Feldmarschälle meutern nicht!«

Oberst Rudolf-Christoph von Gersdorff: »In der preußischen Geschichte gibt es genügend Beispiele dafür, daß hohe Generale gegen den Willen und Befehl ihres Königs gehandelt haben. Ich erinnere nur an Seydlitz und Yorck.«

Aus einem Gespräch über den Widerstand gegen Hitler am 8. August 1943.

dem Sieg im Bürgerkrieg zu erwarten waren. Die Fehleinschätzung und Konzeptlosigkeit der Verschwörer wurde letztlich ihr Verhängnis.

Der Kapp-Putsch begann, wie so vieles in dieser Zeit, mit Soldaten, die nach vier Jahren Grabenkampf dem plötzlichen Frieden mißtrauten. Nachdem sie ihren letzten Marsch beendet hatten und wieder Heimatboden unter den Stiefeln spürten, gab es drei Optionen. Sie standen vor der Wahl zwischen einer Rückkehr ins Zivile, einer opportunistischen Karriere oder Zorn. Für den ersten Weg entschieden sich Millionen. Sie wollten nichts mehr zu tun haben mit dem Militär, dem Dienst, der Gewalt. Fernab der Front erhofften sie im Alltag Heilung für ihre körperlichen und seelischen Wunden zu finden. Manchen gelang dies, andere mußten feststellen, daß diese neue Welt sich gründlich von der des Juli 1914 unterschied. Das Kaiserreich war am Ende, Deutschland wirtschaftlich abgeschnürt. Arbeit zu finden war schwer, gut bezahlte nahezu unmöglich. Invaliden sammelten sich wie Müll an der Straßenecke, gedemütigt, weil sie nun bei denen betteln mußten, die die Kriegsjahre zuhause für den beruflichen Aufstieg genutzt hatten.

Wer blieb und in der vorläufigen Reichswehr vorankommen wollte, der mußte die neuen Möglichkeiten zu nehmen wissen. Die Generale Seeckt, Reinhardt und Groener waren dieser Typ Mann. Mit Leib und Seele Soldat, war ihnen das Schicksal der Republik egal. Sie respektierten sie, weil sie im Moment des Chaos immer noch mehr Ordnung als das sterbende Kaiserreich zu schaffen vermochte. Daher besaß sie ihre Loyalität, aber nicht ihre Liebe. Doch ein Reichswehrminister konnte sich im Moment nicht mehr erhoffen und baute auf diese pragmatischen Männer, belohnte sie mit Dienstgraden und einflußreichen Verwendungen. Im Gegenzug achteten sie auf die Homogenität der neuen Armee. Generalstabsoffiziere, auch wenn sie niemals die Front gesehen hatten, erhielten das Vorrecht, in ihr zu dienen.

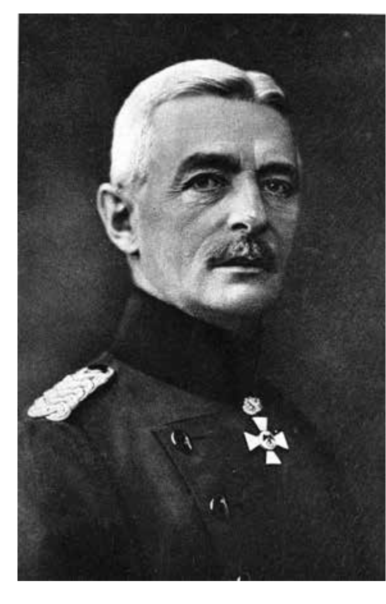
Andere im deutschen Offizierkorps verbitterten jedoch. Für sie war durch den Abgang des Kaisers alles zu einer Lüge geworden. Sie schämten sich beim Appell vor der neuen Fahne, verachteten die Erfüllungspolitik ihrer Regierung. Den Krieg zu verlieren war eine Schande, die Heimat noch dazu ein Unglück. Sie waren Offiziere geblieben, weil ein anderes Leben für sie schlicht nicht vorstellbar war, doch in ihnen sammelte sich kalter Zorn. Viele von ihnen versuchten ihr Glück in den Freikorps. Die hastig aufgestellten Freiwilligenverbände verströmten den Geruch von Abenteuer und Gefahr. Sie boten das, wonach sich mancher sehnte: Jagdkampf ohne starre Konventionen.

Die Stimmung zu Beginn des Jahres 1920 war gereizt. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges konnte in den Monaten zuvor mühsam verhindert werden, doch jeder Tag im geistigen Klima der Republik war von seinem Fieber geprägt. Zwar befand sich die Regierung in einer Phase der Konsolidierung, aber sie war geschwächt. Seit der Novemberrevolution war sie nicht durch Wahlen bestätigt und daher zum anhaltenden Provisorium geworden. Ohne Akklamation durch das Volk haftete ihr immer noch der Geruch von Usurpation an. Verschärfend kam hinzu, daß dieser Tage die Bestimmungen des Versailler Vertrages in Kraft treten sollten. Dies beinhaltete auch die drastische Reduzierung der Truppen auf 100 000 Mann. Zugleich kehrten seit Ende des Jahres 1919 die letzten Reste der Baltikumkämpfer in die Republik zurück. Im Osten hatten diese Freikorps eine Odyssee erlebt, geprägt von blutigen Partisanenkämpfen und Meuterei gegen die Regierung. Der oft diagnostizierte Zivilisationsbruch – im Baltikum hatte er tatsächlich stattgefunden. Die Baltikumkämpfer hörten nur auf jene Führer, die in diesem Schlachthaus ihr Vertrauen gewonnen hatten. Ihre Auflösung im Zuge der Versailler Bestimmungen erschien illusorisch.

Für die Unzufriedenen im Offizierkorps war die drohende Wehrunfähigkeit des Deutschen Reiches eine rote Linie. Hier verschränkten sich internationale Demütigung und Angst vor Schutzlosigkeit ineinander. Ihr Wortführer wurde der General Walther von Lüttwitz. Er war ein Empörter, was seinen politischen Scharfblick beeinträchtigte. So deutete er das Geraune in Offizierskasinos, das aus Zuspruch für einen Putsch bestand, als verbindliche Zusagen und nicht als abwartende Interessenbekundungen. Wie Brutus übersah er, daß zwischen innerer Opposition und offenem Aufbegehren ein weites Feld liegt. In der Wahl seiner Mitverschwörer besaß er ebenfalls kein Gespür. Er entschied sich für Wolfang Kapp als sei-

»Da stehe ich auf der Straße und sehe die Welt nicht mehr. Es ist in mir etwas erschüttert, und meine Gedanken sind von dramatischen Ahnungen durchzogen wie damals, als der Mord von Sarajevo angeschlagen war. Da wird immer so viel von Frieden geredet, und nun hört man seinen ersten lauten Schritt. Frieden – – – Waffenruhe! Ich muß mich erst wieder zurechtfinden, so hat mich diese Depesche aus der bisherigen Welt geschleudert. Und jetzt weiß ich erst, wie tief wir in diesen Krieg hineinverwurzelt sind, daß wir uns schwer tun, den Frieden zu begreifen.«

Hans Zöberlein: *Der Glaube an Deutschland,* München 1931.



Generalleutnant Walther Freiherr von Lüttwitz.



Patrouillenauto der Berliner Zeitfreiwilligen am Potsdamer Platz (März 1920).

nen politischen Arm. Der Generallandschaftsdirektor aus Königsberg war jedoch nur ein mittelmäßiger Netzwerker und besaß keine visionäre Überzeugungskraft. Der von Kapp mitgegründeten »Nationalen Vereinigung« gehörten zwar mit Erich Ludendorff und Waldemar Pabst bekannte Gegner der Republik an, doch besaß die Organisation wenig Einfluß. Selbst bei natürlichen Verbündeten wie der nationalkonservativen DNVP stieß ihr Putschvorhaben auf ablehnende Skepsis.

Lüttwitz ließ sich davon jedoch nicht beirren und überschritt seinen Rubikon am ersten Märztag 1920. Dort hielt er eine Rede vor der Marinebrigade Ehrhardt, in der er klarstellte, daß unter seinem Kommando keine Truppenteile aufgelöst werden würden. In den folgenden Tagen versuchte Lüttwitz noch bei Reichspräsident Ebert eine Aufhebung des Auflösungsbefehls zu erwirken. Als dies abgelehnt und General Lüttwitz durch Ebert aufgrund von Befehlsverweigerung zur Disposition gestellt worden war, setzte dieser in der Nacht auf den 13. März die Marinebrigade Ehrhardt nach Berlin in Marsch. Der Kapp-Putsch – der eigentlich Lüttwitz-Putsch heißen müßte – hatte begonnen.

Das übereilte und schlecht abgestimmte Vorgehen offenbarte sich jedoch schon in den ersten Stunden des Umsturzversuchs. Die Brigade Ehrhardt konnte die Regierung unter Reichskanzler Bauer nicht in Berlin festsetzen: diese blieb nach ihrer Flucht von Stuttgart aus weiter handlungsfähig. Kapps Ausrufung zum Reichskanzler blieb weitestgehend ungehört, und ein Großteil der Wehrkreisbefehlshaber wartete in Ruhe ab, welche Seite die Oberhand gewinnen würde. Endgültig gescheitert war der Putsch am 15. März, als sich deutschlandweit der größte Generalstreik in der deutschen Geschichte (und der erste, dem sich die Ministerialbürokratie vollständig anschloß) vollzog. Die Putschisten waren nun vollständig isoliert, besaßen keine finanziellen Mittel und konnten aufgrund der bestreikten Bahnstrecken keine weiteren Freikorps in Bewegung setzen. Zwei Tage später floh Kapp nach Schweden, und Lüttwitz brach im Zuge eines Amnestieversprechens den Putsch ab.

»Die vaterländischen Kreise in den anderen Teilen des Reiches blicken in gespannter Erwartung nach dem Osten und setzen ihre ganze Hoffnung darauf, daß er losschlägt.«

Wolfgang Kapp an Oberst Heye, 25. Juni 1919.

Anders als während der Operation Walküre gab es 1920 keine innere Dramatik der Ereignisse. Zu keinem Zeitpunkt war der Verlauf der Geschichte offen, keine Zufälle oder Schicksalsfügungen erhoben Anspruch auf den Erfolg des Unternehmens. Da Geschichte jedoch niemals sinnlos ist, offenbart gerade die Deutlichkeit, mit der Lüttwitz und Kapp scheiterten, die realpolitischen Zustände der frühen Weimarer Republik und dient dadurch als Beweisführung für die Richtigkeit metapolitischer Kernsätze.

1. Nicht einmal im Kapp-Putsch wurde an die Rückkehr des Kaisers gedacht.

Der Umsturzversuch resultierte aus entschiedener Ablehnung der republikanischen Erfüllungspolitik, verband das aber nicht mit einem ausdrücklichen Wunsch nach monarchistischer Restauration. Die Wiederherstellung der Monarchie wurde nie durch die Putschisten in Aussicht gestellt und wäre, wenn überhaupt, in einer sehr eingeschränkten Weise erfolgt. Dies zeigt, wie brüskiert auch weite Teile der Rechten über den als »Fahnenflucht« wahrgenommenen Exilgang des Kaisers waren. Dieser hatte das Haus Hohenzollern nachhaltig desavouiert und schloß eine Rückkehr jen-

seits symbolischer Repräsentation vollständig aus. 1918 war in mancher Hinsicht ein Bruch, der sich nicht mehr kitten ließ.

2. Die entscheidende Bedrohung der jungen Republik kam von links. Der Kapp-Putsch war ein verzweifeltes Aufbäumen alter Eliten, die den eigenen Machtverlust zu verhindern suchten. Viel aufschlußreicher hingegen sind die Ereignisse, welche sich ab dem 15. März 1920 abspielten. Der Generalstreik verhinderte auf vergleichsweise gewaltfreie Weise Lüttwitzs Absichten, zugleich diente er jedoch als Mobilmachung sämtlicher Rotfrontkräfte im gesamten Reich. Die linken Republikfeinde waren in der Weimarer Frühzeit deutlich zahlreicher, besser vernetzt und vor allem gewillt, ihre politischen Vorstellungen umzusetzen. Alleine die Rote Ruhrarmee stellte dazu über 100000 Mann auf. Der Kampf um die Kontrolle von Ruhrgebiet, Sachsen und Thüringen bestimmte das Jahr 1920. Ironischerweise war die Reichsregierung darauf angewiesen, die Aufstände mit Hilfe von Freikorps und der soeben noch putschenden Brigade Ehrhardt zu bekämpfen. Der Kapp-Putsch, der Marsch auf die Feldherrenhalle und Fememorde, all das waren aussichtslose Unterfangen, welche die Republik in ihren frühen Jahren nie substantiell gefährden konnten.



Plakat der Reichsregierung zum Ende des Kapp-Putsches.

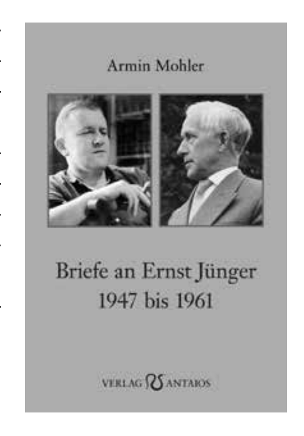
3. Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.
Eine der rätselhaftesten Rollen spielte der Chef der Heeresleitung Seeckt. Die erste Reaktion dieser Sphinx in Uniform war es, sich krank zu melden. So stand er nicht offiziell in der Verantwortung, den Aufstand anderer Offiziere niederzuschlagen. Er ließ ihn einfach ins Leere laufen. Sein berühmter Ausspruch »Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr« wurde zwar immer wieder als Unterstützung der Putschisten durch Unterlassung mißverstanden. Seeckt war sich jedoch im klaren darüber, daß ein Putsch die Verkörperung der Frage nach dem Ausnahmezustand darstellt. Sein Spiel bestand in der Beschwörung der Eskalation und dem anschließenden Versuch, als einzig legitime Ordnungsmacht im gestifteten Chaos zu reüssieren. Genau diesen Ausnahmezustand aber verweigerte Seeckt den Aufständischen. Indem er nicht auf die Herausforderung Lüttwitz' reagierte, sprach er ihm die Feindschaft ab. Er marginalisierte den Putschversuch, indem er ihm keine Gewalt entgegensetzte (die wiederum sicherlich weitere Freikorps und Wehrkreisbefehlshaber auf Lüttwitz' Seite getrieben hätte). Seeckt aber demonstrierte in diesen Tagen durch Unterlassung die wahre Souveränität. Das war kein unentschlossenes Abwarten, sondern kalte Berechnung.

4. Der Machtrevolution muß die Kulturrevolution vorausgehen. Im bürgerlichen Industriestaat läßt sich die Souveränität nicht durch bloße Gewalt ergreifen. Das lineare Vorgehen von Lüttwitz – Marsch auf Berlin, Festsetzen der Regierung – hätte vielleicht 1848 zum Erfolg geführt, 1920 aber war die Zeit eine andere. Der Kapp-Putsch stellte die Bürger vor vollendete Tatsachen und erwartet deren Fügung in das Unvermeidliche. Der Generalstreik, dezentraler ziviler Widerstand und Lahmlegung der Infrastruktur überraschten Lüttwitz vollkommen. Die kulturelle Hegemonie lag während der Märziden 1920 längst nicht mehr bei den vorrepublikanischen Rechten. Im Vorfeld des Umsturzversuchs war keine Kulturrevolution erfolgt, keine Besetzung von Begriffen, keine Propagierung zukünftiger Staatsgestaltung. Im modernen Industriestaat stellt dies jedoch das wichtigste Fundament einer Revolution dar. Der Kapp-Putsch kam aus dem Nichts und verschwand dort wieder schnell. Die Rechte wurde der Weimarer Republik erst substantiell gefährlich, also sie es vermochte, mit dem Nationalsozialismus ein alternatives Gesellschaftsmodell zu präsentieren. ■

Armin Mohler und Ernst Jünger – Briefe zum Doppeljubiläum

von Günter Scholdt

Unter zahlreichen Briefwechseln, die Ernst Jünger (geboren vor 125 Jahren, am 29. Mai 1895) führte, gehört der mit Armin Mohler zur biographischen Erschließung der ersten Nachkriegsjahrzehnte zu den ergiebigsten. Mohler (geboren am 12. April 1920, vor hundert Jahren also) hatte noch vor seinem Tod einer Edition dieses Briefwechsels im Verlag Antaios zugestimmt. Erik Lehnert hat das große Verdienst, zumindest Mohlers 385 Schreiben zwischen 1947 und 1961 ediert zu haben. Daß in seiner Leseausgabe nicht zugleich Ernst Jüngers 437 Briefe und Karten abgedruckt werden durften, liegt an der mangelnden Kooperationsbereitschaft der Witwe Jüngers und des Verlags Klett-Cotta: Während Liselotte Lohrer in den Gesprächen, die Götz Kubitschek mit ihr führte, immer wieder auf die aus ihrer Sicht unstatthafte Kritik Mohlers an den Texteingriffen Jüngers in das Vorkriegswerk verwies, lehnte Klett die Edition bei Antaios schlicht aus Gründen der Verlagspolitik ab – ohne jedoch zu signalisieren, daß man selbst an einer Edition interessiert sei. Lehnert hat diesen Mangel gemildert, indem er Jüngers Antworten als Regesten mitteilte.



Briefe an Ernst Jünger 1947–1961. *Herausgegeben und kommentiert von Erik Lehnert. 566 S., gebunden, 44 €*
ISBN 978-3-935063-29-6
Erhältlich bei antaios.de

Worin nun liegt die Bedeutung dieses Meinungsaustauschs, der nach vierzehn Jahren gegenseitiger geistiger Befruchtung in ein Zerwürfnis mündete, das erst in den 1980ern wieder persönliche Treffen erlaubte? Zunächst einmal in zahlreichen Details über den Freundes- und Berufskreis der beiden. Werke und Autoren, von Joseph Breitbach über Jüngers Freundin Banine bis zur Reizfigur Céline, werden lebhaft diskutiert, desgleichen Jüngers erste Werkausgabe und Festschrift. Man bespricht Gegenwartspolitik, von der Saarabstimmung über de Gaulle und Mendès France bis zur Suezkrise, oder ringt um eine Konservativismus-Definition. Wir erfahren, daß Sartre sich für die *Strahlungen* und Hesse für die *Gläsernen Bienen* begeisterte, oder – zur Verwirrung germanistischer Schablonendenker – von zwanglosen Kontakten des »Reaktionärs« Mohler zu Hanns Henny Jahn, Eugen Gomringer und Paul Celan, der ihn einlädt, oder Erich Kuby, der von ihm einen Aufsatz über Jünger wünscht.

Alle folgenden Mohler-Zitate stammen aus Lehnerts Briefband.

Auch war Mohler in Jüngers großer Umbruchsphase (jenseits der Familie) wohl sein wichtigster Diskussionspartner und Berater, was mit seiner geistigen Potenz und seinem Charakter zusammenhing. Als Jüngers Sekretär von 1949 bis 1953 erfüllte Mohler die Aufgaben eines akribischen Korrektors, eines philologisch versierten Rechercheurs und »Nomenklators«, der seinem Chef Personenbeziehungen erläuterte und nicht selten kuriose Namensverwechslungen behob. Er warnte vor unnötigen Frontstellungen wie der zum emigrierten Jünger-Biographen Gerhard Loose oder nötigte im Fall Gerhard Nebel zu schmerzlichen Entscheidungen.

17. Februar 1955

»Ihre kürzliche Bemerkung über Erich Kästner und das Erschiessen, erklärt mir jetzt, weshalb Sie damals, vor zwei Jahren, den Erhart Kästner in München so eisig begrüsst haben: Sie hatten den Nomenklator nicht mit und verwechselten Erich den Bösen mit Erhart dem Guten.«

Als Kontaktmann zu französischen oder Schweizer Kulturschaffenden, Redaktionen und Verlagen ebnete er Geschäftsbeziehungen und managte Jüngers Nachkriegs-Image. Auch als er ab 1953 als Auslandskorrespondent in Paris anderweitig sein Brot verdiente, ließ er sich weiterhin als treuer Gefolgsmann für zahllose Aufträge Jüngers einspannen. Doch zugleich fun-

gierte er als sein schärfster Kritiker, mal als unerbittlicher Analytiker, mal als schelmisch frotzelnder Eulenspiegel, der durch Buch- oder Briefzitate über Bande spielte oder anderweitig die Grenzen von Jüngers Kritiktoleranz austestete. Wer an wohlformulierten bissigen Pointen sein Vergnügen hat, kommt bei diesem Briefwechsel voll auf seine Kosten, sofern er (oder sie) nicht der heute gängigen Spezies germanistischer Trampeltiere angehört, deren einzig erlernte Fertigkeit darin besteht, nach scheinbar anrüchigen »Stellen« zu fahnden, um kategoriale Urteile zu fällen.

Mohler besaß Humor, Witz und (Selbst-)Ironie – Mittel, die er nutzte, um beispielsweise seine originelle Konzeption des Jünger-Festbands *Die Schleife* zum 60. Geburtstag durchzusetzen. Seine Publikationsstrategie zielte auf ein stärker »menschelndes« Porträt des Autors, das um der größeren Überzeugungskraft willen auch Gegenstimmen zuließ. Hier wie andernorts operierte er mit dem Selbstbewußtsein eines Literaturhistorikers, der mit seiner Promotion bereits ein Standardwerk geschaffen hatte, dem später noch etliche konservative Bestseller folgten.

Zu Freund- wie Feindschaften gleichermaßen begabt, betätigte er sich wechselweise als Diplomat oder argumentativer Raufbold, mit dem sich immerhin zu streiten lohnte. Er war ein souveräner, gebildeter, anregender Geist, ohne Berührungsscheu vor Randfiguren jeder Couleur, sofern sie Substanz besaßen; in Hamlets Worten »ein Mann, nehmt alles nur in allem«. Sein Profil unterstreicht der Vergleich mit einem seiner Sekretärsnachfolger: dem Trittbrettfahrer des Zeitgeists Heinz Ludwig Arnold, der ohnehin in einer tieferen geistigen Liga spielte. Auch er schied mit Jünger im Dissens, aber erst, als das Pendel der literarischen Konjunktur unzweifelhaft in Richtung Grass, Böll oder Lenz ausschlug. Sein Statement anfangs der 90er, sich von Jünger »abgenabelt« zu haben, quittierte dieser denn auch treffend mit der Notiz, er hätte sich besser »nicht erst angenabelt«.

14. Februar 1955, über die von ihm redigierte Jünger-Festschrift:

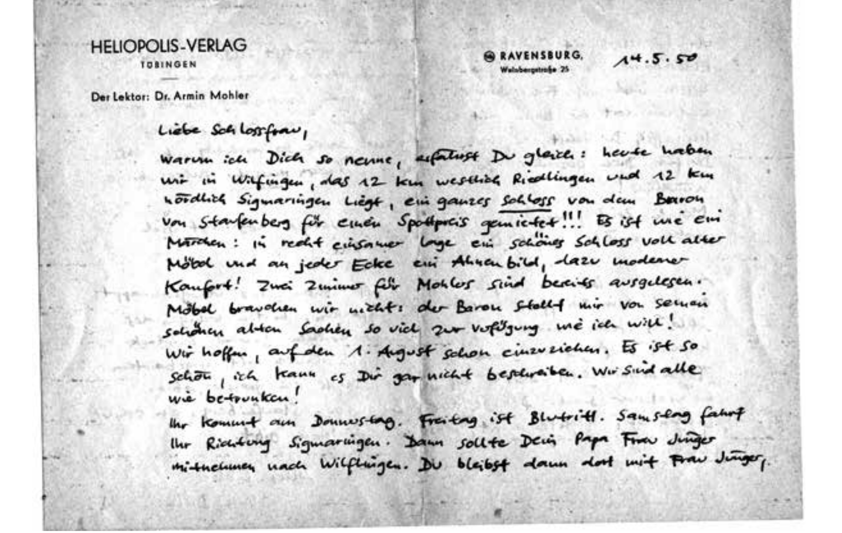
»Da Ihnen das Veto-Recht zusteht, opfere ich blutenden Herzens den Brief an Carl Schmitt und Hugoens Schweinigeleien (die von 2% der Leser bemerkt – und goutiert – worden wären) auf dem Altar der Wohlanständigkeit, aber für Kius Abtritt-Bürste möchte ich mich doch wehren. Wenn's sonst so mit der Geschichtsschreiberei weitergeht, hält man den Berliner ›Jünger-Kreis‹ im Jahr 2055 für einen evangelischen Männergesangsverein.«



Ernst Jünger mit Sohn Alexander (ganz rechts) bei einem Ausflug mit dem Ehepaaren Hofmann (Bildmitte) und Mohler (Edith rechts im Bild, Armin hinter der Kamera).

Mohler war anders. Auch er entzweite sich mit Jünger und bekräftigte dies im Dezember 1961 sogar öffentlich mit dem Spott, der einstige konservative Revolutionär habe sein früheres Werk »ad usum democratorum frisiert«, sich mit Literaturpreisen und dem Bundesverdienstkreuz krönen lassen und ans »ruhige Ufer« der »Okkupationsdemokratie« gerettet. Doch genau dieses Urteil, wie unausgewogen auch immer, war keine Folge des Streits, sondern gründete in Befürchtungen, die er vom ersten Tag seines Jünger-Diensts an offen formuliert hatte. Mohler nämlich – darin liegt das Besondere gegenüber Jüngers anderen Zerwürfnissen etwa mit Niekisch, Schmitt oder Nebel – war sich stets der Möglichkeit eines solchen Ausgangs bewußt und sprach es aus.

So wird sich kaum irgendwo ein zweites Bewerbungsschreiben finden lassen wie seines vom 14. April oder vom 18. Juni 1949 auf den Sekre-



HELIOPOLIS-VERLAG
TÜBINGEN

Der Lektor: Dr. Armin Mohler

RAVENSBURG, Weinbergstraße 25 — 14.5.50

Liebe Schlossfrau,

warum ich Dich so nenne, erfährst Du gleich: heute haben wir in Wilflingen, das 12 km westlich Riedlingen und 12 km nördlich Sigmaringen liegt, ein ganzes Schloss von dem Baron von Stauffenberg für einen Spottpreis gemietet!!! Es ist wie ein Märchen: in recht einsamer Lage ein schönes Schloss voll alter Möbel und an jeder Ecke ein Ahnenbild, dazu moderner Komfort! Zwei Zimmer für Mohlers sind bereits ausgelesen. Möbel brauchen wir nicht: der Baron stellt mir von seinen schönen alten Sachen so viel zur Verfügung wie ich will! Wir hoffen, auf den 1. August schon einzuziehen. Es ist so schön, ich kann es Dir gar nicht beschreiben. Wir sind alle wie betrunken!
Ihr kommt am Donnerstag. Freitag ist Blutritt. Samstag fahrt ihr Richtung Sigmaringen. Dann sollte Dein Papa Frau Jünger mitnehmen nach Wilflingen. Du bleibst dann dort mit Frau Jünger,

Brief Armin Mohlers an seine Frau Edith, kurz vor dem Umzug von Ravensburg nach Wilflingen.

tärsposten. Darin reklamierte er ein wechselseitiges Kündigungsrecht und markierte potentielle Konflikte mit großem Freimut: »Sie laufen mit mir als Famulus eine gewisse Gefahr, auf die ich Sie vorbereiten will: ich werde immer sauer auf alles reagieren, was die Tendenz hat, aus Ihnen den Gerhart Hauptmann der zweiten Republik zu machen.«

Drei Monate später setzte er noch eins drauf: »Wenn ich zu Beginn der Lektüre gesagt habe, dass es mich in *Heliopolis* nicht wie in Ihre anderen Werke hineingezogen habe, so kann ich nach Beendigung der Lektüre sagen, dass ich bei keinem andern Ihrer Werke am Ende einen solchen Schlag erhalten habe. […] Ob ich Ihnen auf diesem neuen Weg folgen kann, weiss ich nicht […]. Der Schluss hat eine Bitterkeit in mir hervorgerufen; eine Bitterkeit, die sich zu dem Wunsche verdichtete, einmal ein Werk schreiben zu können […], das *Heliopolis* widerlegt. Nun, Sie stimmten kürzlich Jaspers' Spruch zu, dass man seine Schlangen an seiner eigenen Brust züchte.«

4. April 1959

»Wenn Sie meinen – oder habe ich das missverstanden –, dass der *Arbeiter* von 1932 sich nur ›im Historischen und Soziologischen‹ halte, so unterschätzen Sie damit Ihr Buch. Es hatte nur diese Wirkung, weil es mit Wucht ins Metaphysische vorstösst. Täte es das nicht, so hätte ich weissgott nicht das Buch zugeklappt, um in der nächsten Nacht schwarz die Grenze nach Deutschland zu überschreiten …«

Später bilanzierte er Jünger gegenüber, nie Bedenken verschwiegen zu haben; »schliesslich haben Sie mich nicht als Affen Zarathustras engagiert«. Das Sekretariat habe er ohnehin nur im Bewußtsein übernommen, an »langer Leine« gehalten zu werden. Und Jünger attestierte ihm im Rückblick, »im eigentlichen Sinne nicht nur ein schwieriger, sondern gar kein Untergebener gewesen« zu sein, »was indes letztlich für ihn gesprochen habe«.

Mohler verehrte fraglos seinen »Chef« als Dichter und Epochendeuter. Als junger Schweizer hatte er für das, was er als Extrakt von Jüngers Ideen hielt, sein Leben in die Schanze schlagen wollen, indem er sich illegal (vergeblich) zur Waffen-SS meldete. Konkrete Eindrücke in NS-Deutschland ernüchterten ihn, so daß er nach Hause zurückkehrte. Doch verleugnete er nie ganz die appellative Suggestion der Frühschriften. Nach Kriegsende mühte er sich, dem »Doyen der deutschen Schriftsteller« einen gebührenden Rang zu verschaffen, in der Hoffnung, der Autor möge weiterhin als Vorkämpfer und Antipode zur Zeit wirken. Mißtrauisch beäugte er daher jeden Ansatz, das Jünger-Bild früherer Lebensphasen gemäß retrospektiver Moral umzukomponieren, was ihm wohl als gänzliche Delegitimierung seiner Jugendtorheit erschienen wäre. Bei Essays wie *Der Arbeiter* verbiete sich jegliche Bearbeitung, schrieb er dem Verfasser: sie »gehören Ihnen nicht mehr, weil sie in die Geistesgeschichte eingegriffen haben«.

Natürlich hatte Mohler recht, daß *Der Arbeiter* 1932 nicht nur Sozialdiagnose eines »Seismographen« gewesen sei, sondern zugleich politische Tagesforderungen erhob. Auch hat manche Jüngersche Bearbeitung früher Schriften nicht nur den Text verbessert, sondern auch verändert. Und gewiß war sein Werk keine Einheit. Daß Jünger von keinem »Bruch« seines Lebens, sondern (nach Nebels Formel) lediglich von organischer »Entfaltung« reden wollte, war, etwas überspitzt formuliert, eine Lebenslüge, die Mohler höchstens kurzfristig teilte.

Organische Entfaltung war es nur insofern, als Jünger für beide Haltungen zur Welt nach wie vor Verständnis aufbrachte. Aber im Prinzip hatte der militante Jünger ausgedient, wenn man von nächtlichen Gelagen, in denen manches heute Inkorrekte proklamiert oder gesungen wurde, absieht. Für den Mainstream blieb er zwar noch der Provokateur, der späte

Aufregung weckte, als er auf die Frage eines französischen Journalisten, was für ihn im Ersten Weltkrieg das Schlimmste gewesen sei, die Antwort gab: »Dass wir ihn verloren haben.« Aber das war bestenfalls ein emotionales Nachbeben.

Ein weiterer Streitpunkt, der eine eigene Studie verdiente und hier aus Raumgründen nur angetippt werden kann, betraf Jüngers vermeintlich unzulässige »Ungeduld gegenüber den Tatsachen« . Seine (dichterische) Adlerschau entzöge sich durch metaphysische oder metapolitische Spekulation zu schnell konkreter Politik. Jünger nannte das eine Plattitüde von »Dummköpfen, die nichts als Fakten sehen«. »Eine echte Konzeption richtet sich nicht nach Tatsachen, sondern sie schafft Tatsachen.«

Die Lektüre der Briefe zieht ihre besondere Spannung aus dem Umstand, daß der Leser den fatalen Ausklang vorausahnt. Insofern erinnert die Kontroverse an eine klassische Tragödie mit Exposition, Peripetie, retardierenden Elementen und Katastrophe. Man konstatiert bewundernd, wie lange ihre Grundsympathie trotz eines zuweilen schneidenden verbalen Schlagabtauschs erhalten blieb. Doch letztlich vollzog sich das Zerwürfnis mit einer gewissen Zwangsläufigkeit. Und wie überrascht Mohler darüber auch gewesen sein mag, so hatte doch bereits seine briefliche Anspielung vom 18. Juni 1949 auf den Vatermörder Ödipus das Stichwort geliefert.

Gäbe es in unser hochsubventionierten und daher so steril-konformistischen Schauspielszene nur ein einziges Theater, das sich auch mal Alternativem öffnete, läge hier ein dankbarer Stoff für Dramatiker jenseits thematisch vorgegebener Futterkrippen. Zu inszenieren wäre – mit manchem Aktualitätsbezug – ein Konflikt im rechtskonservativen Lager. Er betraf ideologische Weichenstellungen einer Epoche, in der noch Hoffnungsfunken glühten, der heutigen politisch-kulturellen McDonaldisierung zu entfliehen. Man lernt, welche weltanschaulichen Spannungen aushaltbar sind, solange alle sich des gemeinsamen Ziels und Gegners bewußt sind, und was folgt, wenn man zu dessen Gaudi Differenzen öffentlich austrägt. Auch der Streit über den abzuwerfenden ideologischen Ballast und die Form, in der das geschehen möge, kommt schmerzlich zum Austrag. Selbst Dialoge für ein faszinierendes Dokumentarstück sind im Briefwechsel bereits vorformuliert, vom spöttischen Florett über harsche Maßregelungen bis zu diplomatischen Tricks oder Teilrückzügen.

Unter Jünger-Lesern sind in dieser Kontroverse die Sympathien zwischen beiden Protagonisten geteilt, wobei man sich vorschneller Urteile besser enthält. War es Verrat oder gar Dolchstoß, daß Mohler Jüngers Werkausgabe in der *Tat* vom 7. Januar 1961 mit philologischem Besteck kritisch sezierte? Zumindest ein »Bärendienst«, wie ihm Jüngers spätere Frau Liselotte Lohrer vorhielt. Denn es verpatzte den Start der zehnbändigen Textedition, indem ausgerechnet ein Fachmann und Insider Mißtrauen gegen das aufwendige Verlagsprojekt säte. Und wie sich bald zeigte, griffen Jüngers Gegner wie Siegfried Lenz den Verdacht der Vergangenheitsschönung ja gierig auf. Für Jünger, der Sekretär mit »Geheimschreiber« übersetzte, war dies ein an Vatermord grenzender Loyalitätsbruch, und er beendete den Briefwechsel abrupt.

Nun läßt sich über Verbesserungen oder Verwässerungen von Fassungen trefflich streiten, auch über die Frage, ob ein Autor sinnvollerweise absoluter Herr seiner früher publizierten Texte bleibt. Doch basiert diese Editionsfrage ja auf einem viel grundsätzlicheren politischen Streit, gipfelnd in der Vorhaltung, Jüngers Schriften hätten »in das Schicksal von tausenden von jungen Menschen eingegriffen«. Natürlich durfte Jüngers Werbung für den nationalen Aufmarsch von Weimar nicht rückblickend verharmlost werden. Doch daß Mohler den Autor explizit für zahlreiche NS-Engagements seiner Leser verantwortlich machte, überzeugt wenig. (Nebenbei gesagt, stellt dies generell jeden radikalen Gesellschaftsentwurf unter Anklage, nicht zuletzt diejenigen unserer gehätschelten, Straßen und Literaturpreise zierenden Linksintellektuellen, deren moralische Haftbarkeit für weltweit verübte kommunistische Massenmorde praktisch kein Thema sind.)

Schon vorher hatte sich Jünger zu solchen Vorwürfen geäußert. Dabei weigerte er sich, für Fehler anderer einzustehen, die über eigene Perspektiven nicht hinauskämen. Er selbst habe früh gewußt, daß Hitler scheitern werde. »Uns trennte die Rassenfrage« und das geistige Niveau. Wo aber Mohler sein eigenes Schicksal anführt, muß er sich selektive Jünger-Lektüre vorhalten lassen. Hatte der Verfasser des *Arbeiter* doch nicht nur na-

An Liselotte Lohrer, 31. Januar 1961:

»Es geht hier – verzeihen Sie – wirklich um eine Auseinandersetzung unter Männern. Es handelt sich hier nicht, wie Sie glauben (und wie Jünger wider besseres Wissen aufrechterhält), um die Auseinandersetzung zwischen dem schöpferischen Menschen und seinem Historiker. Wenn es um Kunst allein ginge, so hätten Sie recht. Es geht aber […] darum, dass der Jünger von den *Stahlgewittern* bis zu *Ueber den Schmerz* (inbegriffen!) in das Schicksal von tausenden von jungen Menschen eingegriffen hat. Ich glaube, […] für sie sprechen zu müssen: weil auch meine Existenz durch die Begegnung mit jenem Jünger von Grund auf verändert wurde, bis ins Physische hinein […]; weil ich zu denen gehöre, die übrig geblieben sind […]. Ich weiss genau, dass wir nicht das Recht haben, von Jünger zu verlangen, er hätte die in jenen Büchern vorgezeichnete Existenz konsequent auch zu Ende leben sollen (ich selbst habe es auch nicht getan). Und ich weiss genauso, dass wir allein für das verantwortlich sind, was wir getan (und nicht getan) haben. Aber ein gottverdammtes Recht haben wir, […] dass Ernst Jünger nicht nachträglich die Züge jenes Jünger verharmlost, der uns zum Schicksal wurde.«

tionalistisch agitiert, sondern bereits mit *Blätter und Steine* wie *Das abenteuerliche Herz. Zweite Fassung* antinazistische Signale gesandt. Und die *Marmorklippen* von 1939 wirkten, metaphorisch gesprochen, für sensible Leser wie ein ethischer Leuchtturm. Denn dieser Roman ist (bei allem, was er sonst noch ausdrückt) ein kaum übersehbares Dementi des militanten Massentyps und ein Plädoyer für eine geistige Existenz in Distanz zur Tagespolitik. Zusätzlich wurde dieser neue Weg noch im Krieg durch Werke wie *Gärten und Straßen, Der Steg von Masirah* oder *Der Friede* nahezu asphaltiert.

Gerade wo Mohler Jüngers Bruch mit seinem Frühwerk so schmerzlich empfand, hätte er ahnen können, daß es kein Zurück gab und sein Meister nach dem in ihrer Clique so geläufigen Heraklit-Zitat handeln würde, nicht zweimal in den gleichen Fluß zu steigen. Mohler jedoch mißdeutete Jüngers Motive vorwiegend als (publikations-)strategischen Rückzug und unterschätzte dessen Erschütterung im Zweiten Weltkrieg, der ihn zu einer Neubewertung des Kriegs überhaupt nötigte. Spätestens die im Kaukasus erfahrenen Details mechanischen Massenmords hatten etwas in ihm zerbrochen, standen der selbstverständlichen Bewahrung früherer Traditionen und Überzeugungen im Wege. Die *Strahlungen* (8.2.; 6.3.; 7.6.; 21.4; 21.4.; 16.10.1943) künden davon eindrucksvoll, exemplarisch die Tagebuchnotiz vom 31. Dezember 1942, wo er sich eine »Potenzierung des Leidens« ausmalte, »vor der man die Arme sinken läßt. Ein Ekel ergreift mich dann vor den Uniformen, den Schulterstücken, den Orden, den Waffen, deren Glanz ich so geliebt habe.«

Mohler hingegen argwöhnte, daß Jünger seine Vergangenheit verriet und damit einen Teil seiner Leser auch – als »Abwaschen mit Schmutzkübeln« , das frühere nationalistische Gefährten noch stärker isolierte. Ein verbitterter Carl Schmitt überspitzte solchen Desolidarisierungs- und Opportunismusverdacht, indem er spottete, Jünger habe sich inzwischen »selbst den Pour le mérite für den Kampf gegen Hitler verliehen« (*Glossarium,* S. 269). Mit analogen Befürchtungen rechtfertigte Mohler vor sich selbst wohl sein öffentliches Dreinschlagen in der *Tat*.

Demgegenüber sollten wir moralisch abrüsten. Fraglos wirkte der Propagator der *Totalen Mobilmachung* auf Aktivisten zuweilen wie ein zahm gewordener Wolf, der nach Aufhebung des gegen ihn verhängten Publikationsverbots seine Provokationslust mäßigte. Mit dem Adenauer-Staat, in dem ihn höchste Vertreter wie Heuss und Carlo Schmid ehrten und General Speidel ein hohes NATO-Kommando versah, hat er letztlich seinen Frieden gemacht. Im Westbündnis sah er die Chance, der Zweifrontenlage zu entkommen, während Mohler Deutschland noch Optionen zusprach, die über die Funktion atlantischer Zuträgerschaft hinausgingen.

Zum Entsetzen Carl Schmitts privatisierte Jünger ein wenig, gemäß seinem selbstironisch gezeichneten Alltagshelden in den *Gläsernen Bienen*. Doch trotz seiner im Zickzack erfolgten kulturpolitischen Resozialisierung dockte er nie gänzlich ans Establishment an oder vergaß, was er früheren Kameraden an Verständnis schuldig war. Vielmehr führte seine Wunschexistenz vom Klippen-Bewohner über den Waldgänger zum stets selbstbestimmten Anarchen im späten Roman *Eumeswil*.

Mohler wiederum, der vom Feuilleton als verbleibender Feind Erkorene, wurde inzwischen vom Zeitgeist ausgespien. Nach aktuellem Germanistentrend besetzt er im Streit mit Jünger den übel beleumundeten Part des Ewiggestrigen. Dabei war er ganz und gar nicht unempfindlich gegenüber NS-bedingtem Leid, sondern nahm nur zugleich dessen politische Instrumentalisierung wahr. Sein Unwille, sich solcher »Vergangenheitsbewältigung« auszusetzen (exemplarisch 1989 seine Polemik *Der Nasenring,* die man wohl nur einem Schweizer durchgehen ließ), rührte aus deren politreligiöser, statt tatsächlich an Erkenntnis orientierter historischer Analyse der 1930er und 1940er Jahre.

Günstiger dürfte urteilen, wer sich bewußt macht, woher seine Skepsis gegen eine hochgepriesene Staatsform rührte, deren halbtotalitäre Auswucherungen wir momentan zunehmend bedrohlicher spüren. Schließlich galt sein Soupçon nicht nur einer Vorbehaltsdemokratie unter weiterer alliierter Aufsicht, sondern ebenso einem vergangenheitspolitischen Erpressungsinstrumentarium auf der Basis einer Geschichtsdeutung, die das fatale Erbe zum kontextlos Bösen vernebelte, um es unbeschränkt tagespolemisch ausbeuten zu können. ■

Literaturhinweise:

Armin Mohler: *Lieber Chef … Briefe an Ernst Jünger 1947–1961,* hrsg. v. Erik Lehnert, Schnellroda 2016;

[Die Ziffern im Artikel beziehen sich auf diesen Band]
ders.: *Die konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch,* 6. (v. Karlheinz Weißmann) völlig überarbeitete Auflage, Graz 2005;

ders.: *Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger,* Zürich 1955;

ders.: »Der Dichter Ernst Jünger«, in: *Christ und Welt* vom 29. Dezember 1961;

ders.: *Ravensburger Tagebuch. Meine Zeit bei Ernst Jünger 1949/50,* Wien/Leipzig 1999;

Carl Schmitt: *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951,* hrsg. v. Eberhard Freiherr von Medem, Berlin 1991;

Ulrich Fröschle (Hrsg.): *Armin Mohler zum 75. Geburtstag,* Limburg a.d. Lahn 1995;

Karlheinz Weißmann: *Armin Mohler. Eine politische Biographie,* Schnellroda, 2011;

ders.: »Jünger und Mohler«, in: *Sezession* 22/2008, S. 10–14.

Fliegend oder nie – Zum 70. Geburtstag von Rolf Schilling

von Jonas Mahraun

»Rausch« und »Traum«, »Blut« und »Stern« wären wohl gesetzt. »Wahn« und »Weh« zwar, doch ebenso »Licht« und »Gold«, »Schatten« und »Flamme« dürften zum engeren Favoritenkreis zählen, bereits »Adler« und »Schwan« wahrscheinlich nur mehr zum erweiterten. Wenn man eine Sammelkartei anlegte, um Rolf Schillings lyrisches Opus, das 2020 sage und schreibe 200 000 Verse umfaßt, auf die häufigsten Hauptworte hin zu durchkämmen, dann hätten die zwölf angeführten Vokabeln günstige Aussichten auf vordere Ränge. Neben einer dreizehnten vielleicht, dem unausbleiblichen »Opfer«.

Prominenter noch als im Verswerk spendet Schilling der Bereitschaft zur Entsagung im Essay-Konvolut *Schwarzer Apollon* seinen Segen, wo man die Spätfolgen schmerzscheuer Wohlfahrtsseligkeit eindringlich ausgemalt findet: »Das nicht vollbrachte Opfer verlagert sich aus der Ewigkeit des Augenblicks in die Unendlichkeit der Zeit. Es äußert sich körperlich als schleichende Krankheit und langsames Siechtum, seelisch als Gewissensbiß, Schuldgefühl, Selbsthaß.«

Daß ergiebige Entbehrung und initiatorischer Schmerz in Schillings literarischem Kosmos Schlüsselstellungen einnehmen, weist ihn als in hohem Grade klassisch aus. Über die Grenzen der maßgeblichen Kultur- und Sprachräume hinweg fallen beim mythisch tradierten Schwellenübertritt Feier- und Zahltag, Entäußerung und Läuterung in eins. Der Phoenix entzündet sich nach Herodot alle fünfhundert Jahre auf dem Sonnenaltar im Tempel zu Heliopolis, Odin gibt sein Auge an Mimirs Brunnen hin und auch Schillings Werk bietet Melodien als Obolus zur Überfahrt auf.

Du, der Gesichte,
Der Rätsel voll,
Tritt ein, entrichte
Den Botenzoll,
Die Nornen zwingend
Mit Spruch und Lied,
So fährst du singend
In ihr Gebiet.

Aus dem Gedicht »Der letzte Sänger«, in: *Stunde des Widders,* München 1990.

Ob es – profaner nun! – in des Sängers Kalkül lag, daß auch sein eigenes Revier die Opferbereitschaft anreisewilliger Gäste herausfordert? Stets aufs Neue erweist sich der Weg nach Udestedt bei Erfurt, wo der Stifter des Holden Reiches seit 2010 lichte Zimmer in einem rustikalen Mehrgenerationenhaushalt bewohnt, als abenteuerlich. Werktags bewegen sich die Busse von der Landeshauptstadt aus nur sehr vereinzelt in Dichter-Richtung und wochenends steuern sie den Ort nicht öfter an als Thule, Avalon oder andere Traum-Knotenpunkte, die der gewöhnliche Schilling-Leser in seiner Reiseplanung berücksichtigt.

Selbst wenn einzelne Nahverkehrs-Quester eine der wenigen Busverbindungen nach Udestedt erwischen sollten, werden sie sich während der Fahrt des Gefühls kaum erwehren können, ihrer zivilen Mitwelt Station um Station immer gründlicher abhanden zu kommen – womit man im Ansehen des Gastgebers freilich auf einem verheißungsvollen Weg sein dürfte: Denn »nicht der Dichter ist weltfremd«, heißt es in Schillings gesammelten Aphorismen, sondern die Erde und ihre Besiedler selbst seien einander unvertraut geworden und begegneten dem Sänger mittlerweile auch deswegen mit gereiztem Argwohn, weil er – als letztes Sprachrohr einer vormodernen Sphärenharmonie – seine Zeitgenossen unweigerlich

auf die eigene Selbstvergessenheit hinweise. Nicht zuletzt hakt das Bonmot von der weltfremden Welt sich erkennbar bei Novalis unter und seiner protoromantischen Versicherung, daß die Bahn zurück zum anfänglichen Einklang erst dann bereitet sei, sobald sich der entwurzelte Mensch »ins freye Leben / Und in die Welt wird zurückbegeben.«

Wann immer er ortsfremde Gäste zu sich lotsen möchte, kommt auch Schilling nicht vollständig ohne Zahlen und Figuren aus. Konnte er den tückischen Skyllen »Bankverbindung« und »Internet« noch gelenk entgehen, so haben mit »Postleitzahl« und »Hausnummer« letztlich doch zwei Charybden der Tagwelt ihre Fänge fest um den Dichter geschlungen. Was durch solche Konzessionen gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft an poetischer Strahlkraft eingedimmt wird, versuchen die Hartnäckigeren unter Schillings Ansprech- und Briefpartnern wettzumachen, indem sie das harmlose »Udestedt« zur Namensruine einer vorzeitlich-hehren »Odinstadt« aufnorden. Der Dichter betrachtet solche Herleitungen unabhängig von ihrer objektiven Stichhaltigkeit mit Wohlgefallen. Die Wahrheit ist ihm nur so lange heilig, wie sie Geist und Sinn zu schöpferischer Tätigkeit beflügelt. Aus Goethes »Vermächtnis« ruft Schilling seinen Gesprächspartnern nicht nur die mönchische Losung »Geselle dich zur kleinsten Schar«, sondern ebenso den vorangehenden Reimvers turnusmäßig ins Gedächtnis: »Was fruchtbar ist, allein ist wahr.«

Wenn der Name Troja fällt, bietet sich immer wieder Schillings Adorno-Persiflage an:

»Als Troja gefallen war, gab es vermutlich Leute, die behaupteten, man könne nach dem Untergang Trojas keine Gedichte mehr schreiben.«

Rolf Schilling: *Schwarzer Apollon,* München 1990.

Entsteigt man dem Bus – Linie Schloßvippach 141 – an der örtlichen Haltestelle in unmittelbarer Nachbarschaft zum »Weimarischen Hof«, dann scheinen Asgard und Breidablik vorerst fern. Erst auf der ächzenden Stiege zu den Räumen des Gastgebers – vorbei an Rankpflanzen – gewinnt die Odinstadt-These rapide an Plausibilität. Am Ende des Treppenaufgangs werden die Besucher durch eine kleinformatige Breker-Lithographie begrüßt – »Rolf Schilling« gewidmet, »dem Meister des Wortes.« Ob es denn ein Foto gebe, höre ich mich den Dichter fragen, das ihn gemeinsam mit dem wahlverwandten Bildhauer zeige, der 1991 – bald nach dem ersten und einzigen Düsseldorfer Gipfeltreffen – hochbetagt an Wagners Todestag starb. Visuell dokumentiert, verneint Schilling, sei nur die Wilflinger der beiden Zusammenkünfte mit Ernst Jünger und das Stelldichein mit Leni Riefenstahl, deren Widmungstext ihn noch zufriedener stimmte als der Brekersche, weil er von »Begnadung« spricht und damit weniger handwerkliche Fertigkeiten hervorhebt als jenes Unwägbare und Unerwerbliche, das Goethe einprägsam »die angeborenen Verdienste« nennt.

Als Begriff tritt die Gnade in Schillings lyrischem Werk zwar nicht allzu gehäuft auf, doch nimmt sie in der Gedankenwelt des Dichters eine um so bestimmendere Rolle ein. »So viel auch wirket die Not / und die Zucht« – heißt es bei Kamerad Hölderlin noch allgemeingültig – »das meiste nämlich / Vermag die Geburt.« Der Thüringer Solipsist indes schneidet diese Überzeugung zwei Jahrhunderte später souverän auf sich selbst zu, wenn er im »Questengesang« verlauten läßt: »Was die Geburt vermag, / Hast du erfahren.« Weil er die wegweisenden Weichen lange vor Schulbesuch und Studium gestellt sieht, steht Schilling mit inspirationsarmer Beflissenheit auf Kriegsfuß, gießt im Essaywerk seine Häme über »Sammler-Fleiß« und »Deuter-Cretinismus« aus und beansprucht für sich, die reichhaltigen Bestände nicht enzyklopädisch abgrasen zu müssen, sondern als wählerischer Flaneur seine Aufmerksamkeit für die imposantesten Halme aufsparen zu dürfen: »Der Dichter trägt den Greif im Wappen.« Nicht er muß sich den Dingen gegenüber würdig und gewachsen zeigen, sondern sie haben miteinander zu buhlen um die Gunst seines veredelnden Blickes.

»Mozart verkörpert gleich Goethe den magischen Augenblick, da Volkskultur und Hochkultur in eins fallen, da, aller Subtilitäten inne, das einfach-Vollkommene glückt.«

Rolf Schilling: *Auf weitestem Feld,* Neustadt an der Orla 2019.

Weil die Entbehrung den Initianten desto einschneidender treffen muß, je höher die zu passierende Schwelle hinaufführt, kann für Rolf Schillings Besucher die Anfahrtsroute kaum schon der ganze Passionsweg gewesen sein. Hier kommt nun die Bibliothek ins Spiel, für Gäste gewöhnlich zum Nachtlager umfunktioniert und auf der unbeheizten Nordseite des alten Anwesens gelegen, das gegen die widrige Außenwelt weit weniger hermetisch abgedämmt ist als die Lyrik des Hausherrn. Der Phoenix geruht zu verbrennen, Schillings Besucher drohen zu erfrieren – Opfer ist Opfer, ob an Euphrat oder Unstrut. Doch wie Walvater mit Mimirs Weisheit, so werden auch Schillings Gäste reich belohnt durch einen üppigen Buchbestand, der – zumal gemessen am Greifen-Dasein des Dichters – auffallend gewissenhaft sortiert wirkt. Nahe der Tür zum Flur steht Mozarts Diarium, in das der 14-Jährige am 13. Juli 1770 zwei Sätze eintrug, die innehalten,

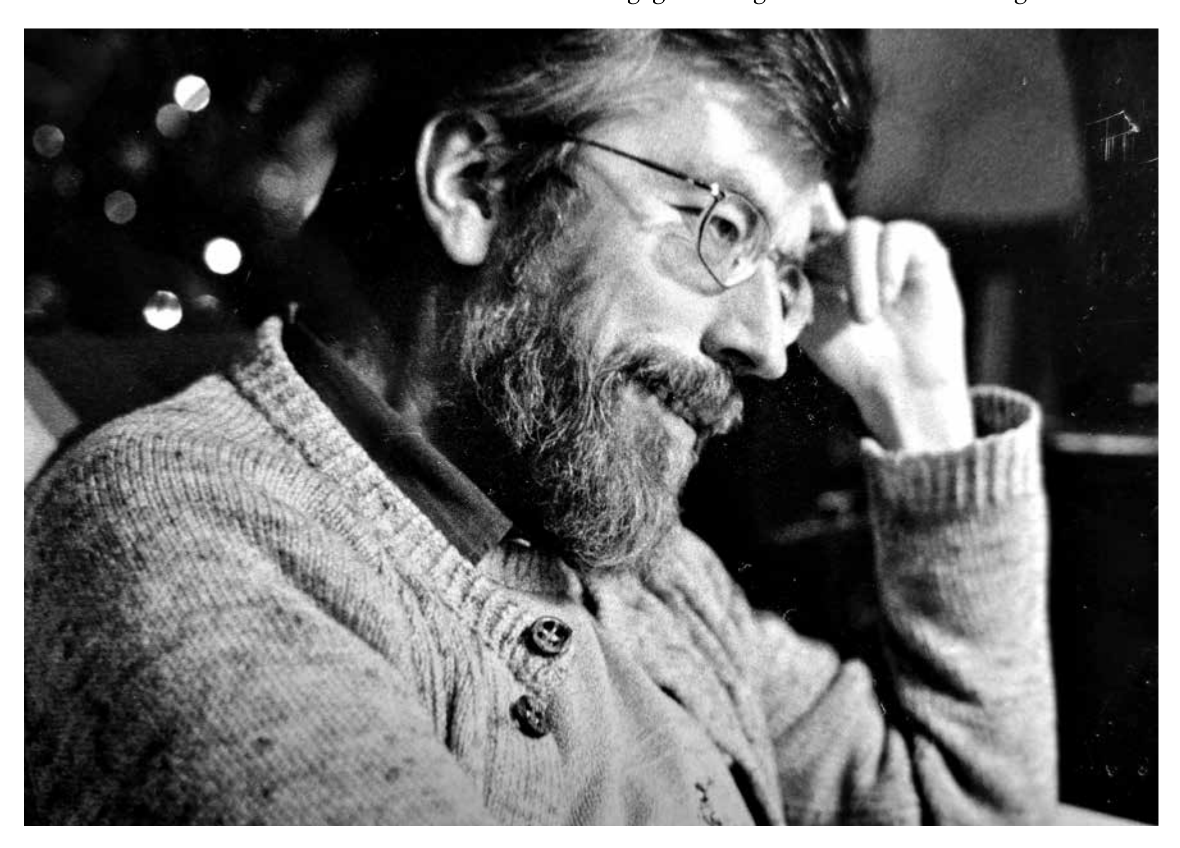
auflächeln und durchatmen lassen: »Gar nichts erlebt. Auch schön.« Von Abseitigem – einer Monographie etwa zum deutsch-polnischen Translator Karl Dedecius – über Allbekantes wie Ecos *Der Name der Rose* enthält die Sammlung sämtliche Grau- und Zwischenstufen. Selbst Bände, die man bei Schilling zuallerletzt vermutet hätte, warten mit deutlichen Lesespuren auf – unter ihnen die Memoiren des Sowjet-Agitators Ilja Ehrenburg oder die teils obszönen *Träume* des Kahlschlägers Günter Eich, die in den 1950er-Jahren einen gesellschaftlichen Skandal auslösten, wie ihn heute allenfalls werktreue Theater-Aufführungen oder tridentinische Messen noch heraufzubeschwören vermöchten.

Und auch der Name Nietzsches:

»Nietzsches weltgeschichtliche Wirkung besteht darin, daß ein Dutzend Gezeichneter sich selber besser verstehen, um einen Trost und eine Hoffnung reicher sind. Das ist mehr wert als Kriege und Revolutionen.«

Rolf Schilling: *Refugium. Notizen und Träume,* München 1990.

Weniger überraschend nehmen sich Eliades *Kosmos und Geschichte,* Evolas *Revolte gegen die moderne Welt* oder Blumenbergs *Die Vollzähligkeit der Sterne* aus. Konfrontiert mit all diesen Herren der Sprach- und Sinnschöpfung mag Paritätsverfechter die Frage umtreiben, ob Frauen Schilling gegenüber bloß mit Begnadungs-Attesten oder auch durch eigene Autorschaft renommieren können. Immerhin drei Namen fallen auf Anhieb ins Auge: Günderrode, Austen, Bachmann. Die so eingeheimsten Vielfalts-Lorbeeren dürften jedoch kaum ausreichen, um Hans Grimms Fanal-Roman *Volk ohne Raum* zu entschuldigen, den Schilling ebenso studiert hat wie die Nietzsche-Kommentare des NS-Pädagogen Alfred Baeumler. Dabei sollte die gegenwärtige Diskurs-Überhitzung den Biblio-



thekar beruhigen: denn seit sogar die Märchenbrüder Jacob und Wilhelm von akademischen Anfangswehrern wahlweise des sekundären, quartären oder septimären Antisemitismus geziehen werden, scheint Hans Grimm – als unzweideutiger Fall – gewissermaßen aus der publizistischen Schußlinie gerückt. Richard Dehmel wiederum – auch er mit dreiteiliger Werkausgabe vertreten – erbrachte 1902 den denkbar schlagendsten Philosemitismus-Beweis, indem er Ida Coblenz ehelichte, die ein knappes Jahrzehnt zuvor in Bingen von Stefan George umworben worden war und an deren Adresse manches Liebesgedicht aus dem *Jahr der Seele* sich richtet. Udestedter Rundgänge mit Schilling führen die Besucher zumeist aus der Gartenpforte am »Singestuhl« vorbei, wo der Meistersänger von Frühling bis Herbst seine Versgrenze flicht. Wer die umliegenden Blumenbeete abschreitet, wird dort allerhand Anlässe und Vorbilder für längst abgefaßte Gedichte – ob »Feuerlilie«, ob »Tigridia« – prangen sehen, was die Kenner von Schillings Essayschaffen stutzen lassen muß. Denn durch alle poetologischen Einlassungen des Dichters zieht sich rotfädig der Glaubenssatz, daß die Zeichen im Augenblick der Schöpfung ihr Bezeichnetes, daß

Gesänge Besungenes überwältigen und bis zu einem gewissen Grad auslöschen: Homer verewigt Troja und es darf fallen, seinen Zweck erfüllt habend. Shakespeare errichtet seiner Liebe einen Schutzraum aus Versen, außerhalb dessen sie fortan sorglos vergreisen kann: Dein schönes sei vor dem verlust gefeit / In ewigen reimen ragst du in die zeit.«

Doch Sterbe- oder Welk-Gefälligkeiten, wie sie weiland an der Tagesordnung waren, werden den Barden des dritten Jahrtausends offenbar nicht mehr flächendeckend erwiesen: Sowohl das jüngst erst bedichtete Bienenhaus als auch die zahlreichen Zierpflanzen bestehen und blühen trotz ihrer Kunstwerdung unverdrossen fort und begehen somit eine Unbotmäßigkeit, an die sich Schilling – als Dichter in dürftigster Zeit – im Zwischenmenschlichen bereits gewöhnen mußte: »Ich hasse niemanden und habe niemanden zu verfluchen. Allerdings wundert man sich ab und zu, daß manche Leute, nachdem sie ihre Mission in meinem Leben erfüllt haben, dreist wagen weiterzuleben statt sich zu entleiben wie der Lyder im Algabal. Aber ein solches Mindestmaß an Takt ist heute leider nicht mehr vorauszusetzen.«

»Auf Einnahme-Ausfälle verzichte ich gern, solange ich Ausnahme-Einfälle habe.«

Rolf Schilling: *Auf weitestem Feld,* Neustadt an der Orla 2019.

Das eigene Weiterleben dürfte der »Meister des Wortes«, da ihm die Lyriker als Gläubiger und alle übrigen Menschen als Schuldner gelten, eher als Akt der Gnade denn als solchen der Dreistigkeit auffassen. Im Verlauf des Gesprächs bekundet er nicht ohne Genugtuung, am 03. Januar 2020 Richard Wagner an Lebenstagen überboten zu haben. Schon Ende 2015 hatte er brieflich darüber frohlockt, in Altersbelangen jüngst an Stefan George vorbeigezogen zu sein. Dafür, daß Schilling Wert darauf legt, den Greif anstelle des Hamsters im Wappen zu führen, ist sein Zahlen- und Namensvorrat ein staunenswürdiger. Die Bibliographien vergessenster Winkelliteraten sind ihm ebenso geläufig wie olympische Speerwurf-Sieger der 1930er-Jahre. Dem Sport schenkt der Dichter wohl auch deswegen besondere Aufmerksamkeit, weil er in früher Jugend Helden nicht bloß vor kleinster Schar, sondern vor vollen Rängen zu besingen plante: als Fußballkommentator. Bis heute zitiert er in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen Vertreter der Sportwelt wohlwollender als Repräsentanten aus Kultur und Politik: »Früh im Radio das Wort eines Fußballtrainers: ›Da straffst du deine Haltung und orientierst dich an den Besten, und das bringt das Beste aus dir selbst hervor.‹ Derlei von Leuten aus dem Kulturbetrieb zu hören, ist eine vergebliche Hoffnung.«

In die Gemeinde der Radiohörer fand Schilling nach ausgedehnter Abstinenz im Sommer 2015 zurück, als sich ihm der Eindruck aufdrängte, die Weltgeschichte lade allmählich wieder verstärkt zum Aufhorchen ein. So kommt es, daß der erklärte Zeitfremdling mittlerweile über manches im Bilde ist, was noch vor wenigen Jahren unterhalb seines Flaneur-Radars geblieben wäre. Zum Kemmerich-Intermezzo läßt er wissen, es habe ihm das homerischste Gelächter seit der Trump-Wahl entlockt. Zur Abrundung des weltlichen Gesprächsteils trägt man einige Schüttelreime über die schwarzblaue Entzweiung im Weinheber-Staat vor: »Hadert mit dem Strache Kurz, / Folgt mit lautem Krache Sturz.« Und ehe man sich noch grämen kann darüber, daß die Kräfte des Hergebrachten zumindest in Österreich offenbar zwischenzeitlich geschwächt wurden, sorgt Enkel Maximilian für Hoffnung und Erheiterung, indem er mit empörten Ordnungsrufen eine Lanze sowohl für den ästhetischen Ernst als auch für das strauchelnde Patriarchat bricht: »Oma redet ständig rein, obwohl Rolf dichtet!«

Blumen, die außerhalb des Versbeetes schamlos weiterblühen; Weggefährten, die mit der dringend gebotenen Selbstentleibung in Verzug geraten; und eine Gattin, die immer öfter dazwischenfunkt: Leicht wird es Rolf Schilling, der im April 2020 seinen siebzigsten Geburtstag begeht, wahrlich nicht gemacht. Legt man Hebbels Verse über Kleist zugrunde, vom Jubilar am Besuchstag zustimmend angeführt, dann bleibt den Dichtern als letzter Fluchtweg vor irdischem Ungemach wenigstens die Vertikale: »Er stieg empor, die Welt ward klein und kleiner, / Und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen, / Die wir nur fliegend oder nie erreichen, / Ward über ihm der Äther immer reiner.«

Nur schade für Schilling, daß sich diese aristokratischste aller Eskapismus-Varianten nicht zuletzt auf eine Komponente stützt, an der in seinem Fall ein notorischer Mangel herrscht: auf Luft nach oben. »Gleich Adlern, die im klaren Äther schwimmen, / Hält sich zur Vogelschau der Geist sublim, / Du mußt den höchsten Gipfel nicht erklimmen / Von oben kommend landest du auf ihm.« ■

Literaturhinweise:

Von Rolf Schilling liegt eine Werkausgabe in zwölf Bänden vor, die von 1990 bis 1997 im Verlag Arnshaugk erschien und bis heute lieferbar ist. Daraus seien insbesondere erwähnt:

Schwarzer Apollon und *Das holde Reich* (jeweils Essays zur Symbolik) sowie *Questen-Gesang* (Gedichte).

Hinzu kommen in derselben wertvollen Ausstattung die Tagebücher in vier Bänden, 1997 erschienen und 2019 ergänzt um den Band *Auf weitestem Feld.*

An Einzelbänden seien erwähnt: *Tage der Götter* von 1991 (mit Texten von Schilling zu Bildern von Arno Breker) und *Lingaraja* (Gedichte, 2012).



Die Romantik der Deutschen

von Dušan Dostanić

Die Verbindung zwischen Romantik und Deutschtum ist ein Gemeinplatz. Man betrachtet den Deutschen Idealismus, zu dem oft die Romantik gezählt wird, als deutsche Philosophie, als eine »Philosophie der Deutschen« (Friedrich Romig). Nach dieser Deutung ist der deutsche Nationalgedanke die Frucht des Idealismus. Das Deutschtum ist daher eine geistige Angelegenheit, die in der Tradition der idealistischen Philosophie steht.

Dasselbe sagt man über die Romantik. Sie stellt »eine deutsche Affäre« dar (Rüdiger Safranski). Die Romantik beeinflußte die deutsche Kultur und Politik sehr stark und wirkte über ihre Epoche hinaus. Romantische Motive oder Ideen sind bei Ranke, Nietzsche, Jünger oder Stefan George zu finden. Man darf sich fragen, was die deutsche Kultur ohne Romantik überhaupt wäre.

Auf der anderen Seite haben manche Autoren der Romantik Nationalismus und Deutschtümelei vorgeworfen und in ihr die Wurzeln des Übels gesehen. Nach Georg Lukács hat die Romantik bei der Entstehung des Irrationalismus und des Fortschrittshasses die Hauptrolle gespielt und zum »deutschen Irrweg« wesentlich beigetragen. Das hieße, daß der romantische Geist etwas Gefährliches mit sich trage und daß er deshalb beseitigt werden müsse. Nach dem Zweiten Weltkrieg glaubte Lukács, daß die Folgen des »Sieges der romantischen Ideologie an der deutschen Psyche spürbar sind« (Georg Lukács).

Es scheint, daß die Verbindung von Romantik und Deutschtum unwiderlegbar ist. Die Freunde und Feinde der Romantik sind sich darüber einig und unterscheiden sich nur in Bezug auf die Bewertung der Bewegung. Für eine Seite ist sie »schönste Frucht des deutschen Geisteslebens«(Henning Ottmann), während für die andere die Romantik die deutsche Verdammnis darstellt.

Selbstverständlich war die Romantik kein rein deutsches Phänomen, aber es kann auch nicht verleugnet werden, daß die romantische Lebensauffassung ihren reifsten Ausdruck bei den Deutschen fand. Sie entstand in Deutschland gegen Ende des 18. Jahrhunderts als eine geistige Bewegung gegen die Aufklärung, gegen einseitigen Rationalismus, »rechnerische Wertempfindung« (Paul Kluckhohn), und als ein Versuch, neue religiöse Haltungen aufzubauen, die die religiöse, organische Einheitswelt aufrechterhalten.

Ausgehend von ihrer Kritik des linearen Fortschrittsdenkens, lehnte die Romantik eine strikte Trennung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ab. Die Zukunft gehe organisch aus der Vergangenheit hervor und stelle eine verjüngte Vergangenheit dar. Damit rehabilitiere sie Kontinuität und Tradition. Demnach ist die Vergangenheit kein Hindernis, sondern ein Wegweiser für die Zukunft. Dieser Wegweiser ist in Volksliedern, Sitten, Mythen zu finden. Dort sind die Quellen des Lebens. Bei Josef Görres kann

»Ihr Kernanliegen bestand in einer Fundamentalkritik am Grundprinzip der europäischen Moderne: an der These also, daß die Autonomie des ›vernünftigen menschlichen Subjekts‹ das Grundprinzip menschlichen Denkens und Handelns ausmacht, daß also das denkende Subjekt ›autonom‹ ist (d. h. unabhängig sowohl von natürlichen, religiösen oder geschichtlichen Bedingtheiten) und daß es deshalb nicht nur möglich, sondern auch legitim ist, auf allen Gebieten – vornehmlich auf dem der Politik – allein nach rationalen Prinzipien des reinen Denkens zu handeln und eine neue Wirklichkeit nach eben diesen Prinzipien zu ›konstruieren‹.«

Hans-Christof Kraus: »Romantik, politische« in: Caspar v. Schrenk-Notzing (Hrsg.): *Lexikon des Konservatismus,* 1996, S. 465–466.

man lesen: »Was suchst du bei den Toten? Ich suche das Leben; man muß tief die Brunnen in der Dürre graben, bis man auf die Quellen stößt.« In Vergangenheit und Überlieferung lebt das Wesen der Nation, und die deutsche Vergangenheit lebt und wirkt in den Deutschen weiter. Das romantische Interesse für die Geschichte war also auch das Interesse für die konkrete deutsche Geschichte. Jedes Volk hat seinen eigenen Charakter und der deutsche Charakter ist in der deutschen Geschichte eingeschrieben. Eichendorff schrieb entsprechend: »In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich belebend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung Weniger, sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen.«

So haben die Romantiker den geistigen Reichtum des deutschen Mittelalters wiederentdeckt und hochgeschätzt. Sie haben damit auch auf die Besonderheit jedes Volkes hingewiesen. So lesen wir in Wilhelm Heinrich Wackenroders *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* (1796): »Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch, und nicht unsre Sprache redet? Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute wie Griechenland? (…) Begreifet doch, daß jedes Wesen nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus sich herausschaffen kann, und daß einem jeden seine Schöpfungen gemäß sein müssen.« Verschiedene Seiten der Kultur eines Volkes seien Ausdrücke seines Charakters. Also hat die Romantik die nationale Eigentümlichkeit erkannt und in jedem Volk wie in jedem Mensch seine eigene Individualität gesehen.

In diesem Sinne betonte auch der romantische Philosoph und Staatsrechtler Adam Müller den Unterschied zwischen der romantischen und der französischen, revolutionären Idee der Nation. Ein Volk sei kein »Bündel ephemerer Wesen mit Köpfen, zwei Händen und zwei Füßen, welches in diesem (…) Augenblick auf der Erdfläche, die man Frankreich nennt, mit allen äußeren Symptomen des Lebens nebeneinander steht, sitzt, liegt«, sondern »die erhabene Gemeinschaft einer langen Reihe von vergangenen, jetzt lebenden und noch kommenden Geschlechtern, die alle in einem großen, innigen Verbande zu Leben und Tod zusammenhängen«. Für Müller ist ein Volk »schöne und unsterbliche Gemeinschaft«, die sich »in gemeinschaftlicher Sprache, in gemeinschaftlichen Sitten und Gesetzen, in tausend segensreichen Instituten« darstellt.

Die Romantik glaubte, daß das Volk eine Vorgegebenheit und natürliche Gemeinschaft, eine kulturell und geistig geprägte Einheit sei. Was die Menschen zusammenhalte, sei gemeinsamer Charakter und Geist, gemeinsame Herkunft und geschichtliche Erfahrung, wobei die gemeinsame Sprache als wesentliches Merkmal eines Volkes eine herausgehobene Rolle spielt.

Gemäß Schlegel ist die Sprache dasjenige Prinzip, »wovon die Geschichte anfangen, worauf sie sich allein gründen und wodurch sie die Genealogie der Nationen auffinden kann.« Daraus folge, daß Sprache und Nationalcharakter die erste und vollkommenste Bestimmung der natürlichen Grenzen gäben. Schlegel schrieb, »daß die Bildung des Landes eine organische sei, und also auch der Charakter der einzelnen Länder (…) aus einem inneren Organismus abzuleiten, und jegliches in seiner ganzen Individualität als organischer Körper aufzufassen und zu betrachten sei.« Er stellt fest, daß es der Natur viel angemessener sei, »daß das Menschengeschlecht in Nationen strenge abgesondert sei, als daß mehrere Nationen, wie dies in neueren Zeiten der Fall ist, zu einem Ganzen sollen verschmolzen werden.« So »ein unnatürlicher Zusammenhang« könne auch nicht dauerhaft »durch die gewaltsamsten und künstlichsten Einrichtungen für die Zukunft« erhalten werden. Vielmehr würde »die Vermischung der Sprachen, Sitten und Gesetze« – so Schlegel – »diese selbst immer mehr und mehr schwächen und auflösen, alle Anhänglichkeit, Beharrlichkeit, Treue und Liebe vernichten, und durch Verletzung des Nationalcharakters in seiner ursprünglichen reinen Gestalt die Grundbasis aller wahren Kraft und Energie der Nation erschüttern und untergraben.«

»Die Einheit der Sprache ist (…) das unverwerfliche Zeugnis der gemeinschaftlichen Abstammung, das innigste und natürlichste Verbindungsmittel, und wird zusammengenommen mit der Gleichheit der Sitten das festeste dauerhafteste Band sein, das die Nation für viele Jahrhunderte in unauflöslicher Einheit zusammenhält.«

Friedrich Schlegel: *Die Entwicklung der Philosophie in Zwölf Büchern,* Band 13.

Görres sprach sogar von einem Instinkt aller Völker und aller Menschen, der jeden zu seinem Stamme treibe. Menschen fühlten sich einfach mit dem Gleichartigen verbunden. Dieser Trieb sei »ein Naturgebot, das allen künstlichen Verträgen vorangeht, die darauf notwendig sich gründen müssen, und, wenn anders, in sich selbst nichtig sind.« Daraus folgt, daß jeder Versuch, einen Weltstaat zu schaffen, auf naturwidriger Gewalt beruhen muß.

Doch bedeutete diese romantisch-nationale Vereinigungspolitik auf keinen Fall die Politik der Gleichmacherei oder Beseitigung regionaler Besonderheiten. Die Romantiker wollten keinen modernen zentralistischen, nivellierenden Staat. In ihrem Streben nach »wahrer Einheit und Eintracht« – so Schlegel – herrschte nicht der verderbliche Wahn, »sofort verschmelzen zu wollen, was einmal verschieden ist und es vielleicht noch lange bleiben muß«, sondern »daß alles Verschiedene friedlich und freundlich zusammenwirke und daß ein jeder auch die Ansprüche und Rechte des andern ehre und schonend beachte«. Sein politisches Ideal formulierte Friedrich Schleiermacher als »ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und zu regieren.«



Diese Volksauffassung fand ihre entschiedene Begründung in der romantischen Religiosität. Für die Romantiker war die Welt ein unendliches Kunstwerk Gottes, wo alles Eigentümliche weiterexistieren mußte und wo jede Gleichschaltung mit dem Tod gleichzusetzen ist. Kurz gesagt, jedes Volk sei eine Schöpfung Gottes und Teil seiner Vorsehung. Jedes Volk habe seinen Standpunkt, von dem es die Welt betrachtet. Es solle seine eigenen Kräfte frei entfalten können. Gott habe jedes Volk auch mit eigener Bestimmung und eigener Mission geschaffen. Für Schleiermacher ist jedes Volk eine Stimme Gottes und »wer nicht von der Bestimmung seines eigenen Volkes erleuchtet ist, der kennt auch nicht so den eigentümlichen Beruf anderer Völker.« Volk ist also wie der Staat höhere, sinnvolle Größe, ein Ganzes mit eigener Individualität und Wirklichkeit.

»Wer des Vaterlandes Not vergisst, den wird Gott auch vergessen in seiner Not.«

Achim von Arnim

Wenn das Volk als ein Werk Gottes aufgefaßt wird, ergibt sich, daß jedes Volk eine von Gott gestellte Aufgabe zu erfüllen habe. Wie jedes Volk hätten die Deutschen auch eine Berufung. Novalis schrieb, daß der Deutsche lange »das Hänschen« gewesen ist. »Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Hänse werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehen soll: er wird leben und klug sein, wenn seine frühklugen Ge-

schwister längst vermodert sind, und er nun allein Herr im Hause ist.« Aber diese helle Zukunft hat nichts mit den Eroberungen zu tun. In *Die Christenheit oder Europa* zeigte Novalis, daß die deutsche Mission im Bereich des Geistes liege. Er dachte, daß die erneuerte Religiosität nur aus Deutschland kommen könnte. »Deutschland geht einen langsamen aber sichern Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus. Während diese durch Krieg, Spekulation und Parteigeist beschäftigt sind, bildet sich der Deutsche mit allem Fleiß zum Genossen einer höhern Epoche der Kultur, und dieser Vorschritt muß ihm ein großes Übergewicht über die andern im Lauf der Zeit geben.«

»Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. (…) Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.«

Friedrich Schlegel: »Ideen«, in: Jakob Minor (Hrsg.): *Friedrich Schlegel 1794–1802, seine prosaischen Jugendschriften,* Band 2, Wien, 1882, no. 120. S. 302.

Aus der romantischen Volksauffassung folgt in politischer Hinsicht ein tiefer Erneuerungswille. Die Romantik strebte danach, eine Wiedergeburt Deutschlands zu initiieren und aus der Vergangenheit neue Kräfte zu gewinnen. Friedrich Schlegel ahnte es pathostrunken herbei: »Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird (…) die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Taten der Deutschen.«

Um seine Berufung zu erfüllen, müsse ein Volk auch im politischen Sinne frei und unabhängig sein. Wo Ludwig Tieck und andere die Idee der Erneuerung literarisch vertraten, faßte Adam Müller sie politisch-ökonomisch auf. Er ging davon aus, daß die ästhetische Erneuerung von der politischen Lage abhängen müsse. So wurde insgesamt eine klare patriotische Haltung eingenommen. In einem Brief betonte August Wilhelm Schlegel das Bedürfnis nach einer »wachen, unmittelbaren, energischen und besonderes einer patriotischen Poesie«. Als Novalis und Schlegel über den Republikanismus sprachen, verstanden sie darunter Vaterlandsliebe und »allgemeine Theilnahme am ganzen Staate, innige Berührung und Harmonie aller Staatsglieder.«

Dieser romantische Patriotismus folgt logischerweise aus der romantischen antiatomistischen Anschauung. Wenn der Mensch außerhalb des Staates nicht zu denken sei und niemand aus dem Zeitzusammenhang heraustreten könne, solle er sich mit ganzem Wesen der Gemeinschaft hingeben. Es sind die geistigen, persönlichen Bande, die Staat und Volk zusammenhalten.

Die Romantik sehnt sich nach Heimat, nach Liebe und Verwurzelung. Romantischer Patriotismus hat nichts mit dem »wohlverstandenen Interesse« der Aufklärung zu tun. Der Mensch liebt sein Vaterland nicht, weil es nützlich ist, sondern weil es sein Vaterland ist. Ein Ausdruck dieses Patriotismus ist bei Novalis zu finden: »Der Beste unter den ehemaligen französischen Monarchen hatte sich vorgesetzt, seine Unterthanen so wohlhabend zu machen, daß jeder alle Sonntage ein Huhn mit Reiß auf seinen Tisch bringen könnte. Würde nicht die Regierung aber vorzuziehn sein, unter welcher der Bauer lieber ein Stück verschimmelt Brod äße, als Braten in einer andern, und Gott für das Glück herzlich dankte, in diesem Lande geboren zu sein?« Schleiermacher definierte die Vaterlandsliebe als »nichts anders als ein Eingewurzeltseyn des Einzelnen im Ganzen, und das Bewußtseyn, daß der Einzelne in seinem eigentümlichen Leben nicht bestehen kann als nur im lebendigen Zusammenhang mit diesem und keinem anderen Ganzen.« Die aufklärerische Parole »Ubi bene ibi Patria« wurde auf den Kopf gestellt. Das Vaterland ist nicht dort, wo es dir gut geht, sondern nur im eigenen Vaterland bist du ganz zu Hause. Kleist war explizit, als er auf die Frage, warum er Deutschland liebe, mit einem einfachen Satz antwortete: »Weil es mein Vaterland ist«. Kurz gesagt, stellt die romantische Vaterlandsliebe eine Gegenkraft dar gegen die Nützlichkeitslogik des atomistischen Individualismus, gegen die Vorherrschaft des Wirtschaftlichen und gegen die allgemeine Funktionalisierung der Welt.

»Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben, oder zu hassen haben, es will vor allen eine Heimat haben in vollem Sinne, d.i. seine eigentümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen, und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringe.«

Joseph von Eichendorff: »Preußen und die Konstitutionen«, in: Hartwig Schultz (Hrsg.): *Werke,* Band 5, 1990, S. 614.

Daraus ergibt sich, daß die Freiheit des Volkes eine Pflicht ist, die sich aus der geistigen Bestimmung des Volkes ableitet. Staat und Volk zu dienen kann nicht nur als eine Pflicht des Königs oder der Armee betrachtet werden, sondern jeder Bürger muß diese Pflicht erfüllen. Die Verteidigung des Vaterlands ist eine Ehrensache. Müller schrieb, es müsse »für alle eine bewaffnete Überzeugung, eine Ehrensache werden oder sein, ein bestimmtes Vaterland zu haben; die Behauptung, daß man vaterlandslos sei und bloß einer allgemeinen kosmopolitischen Denker- und Urteiler-Zunft angehöre, muß beleidigen, wie die Behauptung, daß man geschlechtslos oder ehrlos sein. Was ist die Basis unsrer Ehrengesetze? Der Gedanke einer ewigen Bereitschaft, sein Leben an etwas Höheres zu setzen.«

Dieses Höhere, wovon Müller spricht, ist die National-Existenz. Wenn das Volk eine Stimme Gottes ist, so stellt die Vaterlandsverteidigung auch eine göttliche Aufgabe dar.

Selbstverständlich wurde auch der Kampf gegen Fremdherrschaft und universalistische Gleichmacherei als ein gerechter Kampf angesehen. Für Schlegel berechtigt das Prinzip absichtlicher Zerstörung der Naturalität »alle andern Völker, sich gegen diejenige, welche jenes Prinzip befolgt, zur gänzlichen Vertilgung derselben zu vereinigen.« Freiheitskampf als Gottesdienst!

Die geistige Fremdherrschaft wurde als das schlimmste betrachtet, was einem Volk passieren könne. Logischerweise folgt daraus, daß die Befreiung nur von den ursprünglichen und eigentümlichen Kräften eines Volkes ausgehen könne. Widerstand beginne im Geist.

Standen die Romantiker im Dienste des Imperialismus? Man muß eine solche Hypothese ablehnen. Schlegel hat explizit eine imperiale Machtpolitik verurteilt. Er meinte, daß kein vernünftiger Zweck des Krieges bleibt, als die natürlichen Grenzen für eine jede Nation zu finden. »Ein solcher Krieg allein ist dem Interesse einer Nation gemäß; alle andere Zwecke sind gegen das Nationalinteresse und bloß Privatinteresse des Monarchen.« Wer seine Macht über die natürliche Grenze ausbreiten und mehrere Nationen unterjochen wolle, ist für Schlegel ein Despot.

Obschon die Romantiker keine Kosmopoliten und entschiedene Gegner der Idee des Weltstaates waren, waren sie auf keinen Fall die Befürworter der Ausgrenzung oder des Isolationismus. Für sie war ein Staat nur durch seine Beziehung mit anderen Staaten möglich.

Die Romantiker wollten das deutsche Volk, seine Berufung und seine Besonderheiten ergründen, um analog auch die Eigenheiten der anderen Völker begreifen zu können. Nur wer sich selbst kenne, könne die Welt kennenlernen. So hegten die Romantiker ein reges Interesse für andere Völker.

Der Idee der »Berufung« ist eine Verbindung zur Menschheit überhaupt inhärent. Also glaubten die Romantiker, daß eine Zusammenarbeit zwischen den Völkern grundsätzlich notwendig sei. Vor allem dachten sie an eine nach mittelalterlichem Vorbild erneuerte christliche Ordnung in Europa. »Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern, und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedensstiftendes Amt installieren«, schrieb Novalis. Er träumte von einem durch die Christenheit vereinten Europa, mit einer übernationalen Kirche und glaubte an die Notwendigkeit einer Gemeinschaft Europas. Ähnlich wie Novalis glaubte auch Adam Müller, daß der Patriotismus eine Voraussetzung für die wahre Menschheitsliebe sein müsse. Der Mensch könne laut Müller der Menschheit nicht direkt angehören, nicht »ohne Mittler, ohne ein besonderes christliches Vaterland, ohne eine besondere nationale Vereinigung.« Das Vaterland ist also der Dolmetscher, d.h. der »Vermittler unserer individuellen Natur mit der ewigen Natur der Menschheit, die sich im Staatenbunde ausdrükken soll«. Für Müller ging es um die Erneuerung des Mittelalterlichen Reichs und der *Res Publica Christiana*. Nach Müller kann »das lebhaft angefrischte, durch wahre Geschichte erneuerte Gedächtnis ihres gemeinschaftlichen Ursprungs, ihres ehemaligen Verbands« die europäischen Völker verbinden, ohne alte Eigenheiten zu zerstören und die natürliche Entwicklung zu hemmen.

Waren die Romantiker Nationalisten? Der Vorwurf, daß die Romantik ein Wegbereiter der Deutschtümelei sei, ist kaum berechtigt. Falls die Romantiker Nationalisten waren, war dieser Nationalismus nicht modern, nicht einseitig und nicht aggressiv. Sie wollten die geschichtlich gewachsene Individualität und Eigenheit ihres Volkes bewahren, ohne den anderen dabei irgendwas aufzuerlegen. Man kann auch sagen, daß sie dank ihres christlichen Universalismus die Gegner des modernen Nationalismus waren. Sie strebten nach einer Synthese von Nationalem und Universalem. Genau dieses »Zusammenhangs- und Einheitsdenken« macht ein wesentliches Merkmal des romantischen Weltbildes aus. Ihr Ziel war nicht nur die deutsche Vereinigung, sondern auch eine gesamteuropäische christliche Gemeinschaft. In diesem Sinne stellt die Romantik eine der schönsten Früchte der deutschen Kultur und eine unerschöpfliche Ideenquelle dar. ■

Literaturhinweise:

Joseph von Eichendorff: »Preußen und die Konstitutionen«, in: Hartwig Schultz (Hrsg.): *Werke*, Band 5, Frankfurt a.M. 1990, S. 614;

Josef Görres: »Die Verhältnisse der Rheinlande zu Frankreich«, in: Marie Görres (Hrsg.): *Politische Schriften*, Band I, München, 1854, S. 302;

Georg Lukács: *Skizze einer Geschichte der neuen deutschen Literatur*, Berlin (Ost) 1955;

Adam Müller: *Die Elemente der Staatskunst*, Berlin 1936;

Novalis: »Die Christenheit oder Europa«, in: Jakob Minor (Hrsg.): *Novalis Schriften, Zweiter Band*, Jena 1907;

Novalis: »Glauben und Liebe, oder der König und die Königin«, in: Jakob Minor (Hrsg.): *Novalis Schriften, Zweiter Band*, Jena 1907, no. 31, S. 160;

Henning Ottmann: *Geschichte des politischen Denkens: Die Neuzeit: Die politischen Strömungen im 19. Jahrhundert*, Band 3.3, Stuttgart 2008;

Friedrich Schlegel: »Die Entwicklung der Philosophie in Zwölf Büchern«, in: Jean-Jaques Anstett (Hrsg.): *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* Band 13, München, Paderborn, Wien 1964;

Friedrich Schlegel: »Ideen«, in: Jakob Minor (Hrsg.): *Friedrich Schlegel 1794–1802, seine prosaischen Jugendschriften*, Band 2, Wien 1882, no. 120, S. 302.

Ökologische Beleuchtungen (4) – Stillstand

von Jonas Schick

Normalerweise ist die Luft im Nordosten des chinesischen Festlands außerordentlich stark mit dem Stickdioxid (NO_2) belastet. Auf den Bildern der US-amerikanischen Raumfahrtbehörde NASA äußert sich das in einem braunen bis dunkelbraunen Fleck, der die Menge der Verbindung in der Atmosphäre indiziert. Die wirtschaftlich aufstrebende Volksrepublik stößt qua ihres erwachten Ressourcenhungers und des daran gekoppelten industriellen Produktionssektors Unmengen an Schadstoffen und Treibhausgasen aus.

Doch Ende Februar dieses Jahres bewegte sich die Konzentration des giftigen NO_2 über China auf ein minimales Niveau zu. Laut der NASA-Spezialisten war dieser Rückgang zuallererst im Raum Wuhan zu beobachten gewesen und breitete sich danach über das gesamte Land aus. Die Forscher sind sich sicher, daß dieses Phänomen aufgrund der mit der Ausbreitung des neuartigen Coronavirus »COVID-19« verbundenen weitreichenden Quarantänemaßnahmen der chinesischen Regierung auftritt. Denn auch nach den traditionellen Feiern zum chinesischen Neujahrsfest – eine Zeit, in der die Fabriken und Produktionsbänder für gewöhnlich weitestgehend stillstehen – hat sich das Bild nicht verändert. Außerdem lagen die NO_2-Konzentrationen selbst während des Neujahrsfestes um zehn bis dreißig Prozent unter den Werten, die gewöhnlich für diese Tage gemessen werden.

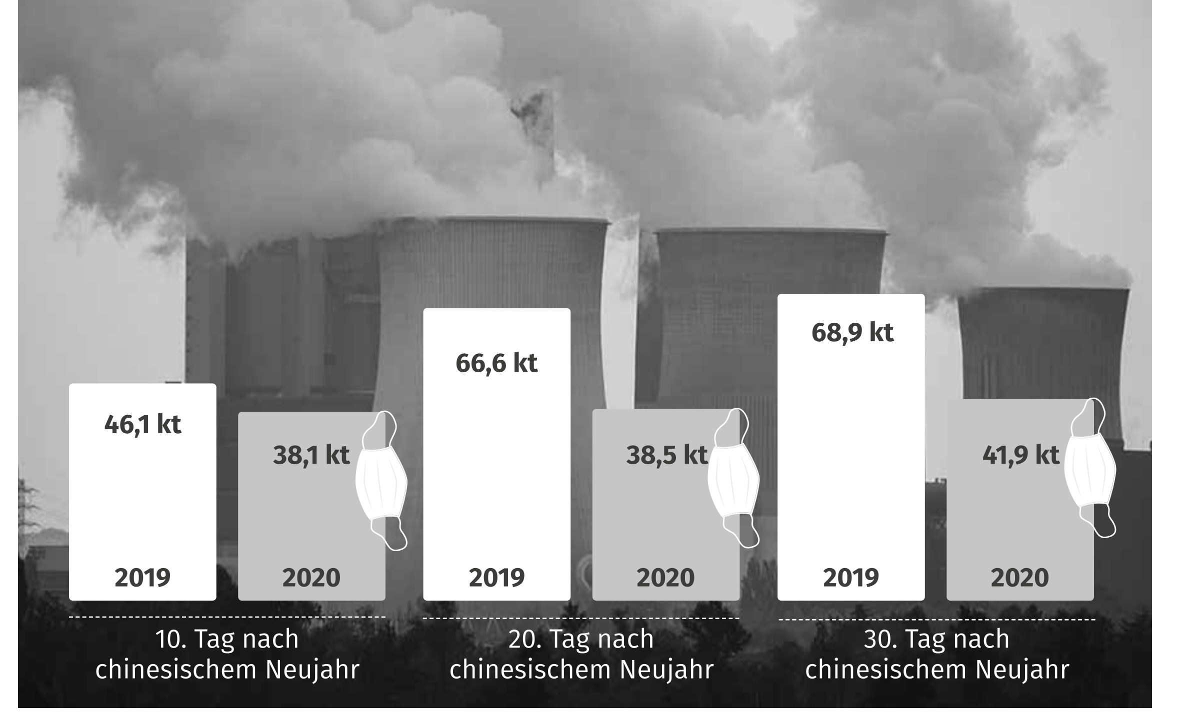
Das Virus hat Chinas Produktion und Konsumption eingefroren. Die China Academy of Information and Communications Technology meldete beispielsweise für den Februar einen Rückgang der Smartphoneverkäufe auf dem chinesischen Binnenmarkt um 56 Prozent im monatlichen Jahresvergleich.

Auf einem restlos vernetzten Globus ist jedoch nicht nur die chinesische Wirtschaft von diesem Stillstand betroffen, sondern die gesamte Weltökonomie. Während das Corona-Virus sich auch in Europa rapide ausbreitet, reagieren die Aktienmärkte auf die Melange aus bereits evidenten und antizipierten ökonomischen Auswirkungen einer drohenden Pandemie ausgesprochen nervös und mit frei fallenden Kursen. Die akut betroffenen Wirtschaftszweige sind unterdessen die Tourismus- und die Veranstaltungsbranche, die die Folgen der Virusausbreitung unmittelbar zu spüren bekommen.

Doch es wird sicherlich nicht beim Tourismus, Konzerten und Messen bleiben; essentielle Lieferketten sind unterbrochen und die Produktion fährt in China nach den wegen des Virus verlängerten Neujahrsferien nur unter erheblichen Problemen wieder hoch. Ferner gestaltet sich die Verschiffung von Produkten aus China aufgrund neuer Auflagen extrem umständlich. Die US-amerikanische Investmentbank Morgan Stanley geht davon aus, daß in China in der zweiten Februarwoche lediglich 30 bis 50 Prozent dessen hergestellt worden ist, was ansonsten über die Produktionsbänder läuft. Auch bei Volkswagen läuft die Produktion in seinen 33 Werken in China nur stockend an. Für die europäischen Volkswirtschaften rächt es sich nun bitter, daß etliche Produktionszweige in das Reich der Mitte ausgelagert wurden. Darüber hinaus betrifft das Einfrieren ökonomischer Prozesse mittlerweile mehr Länder als nur die Volksrepublik: In vom Virus stark betroffenen Staaten wie Südkorea und Italien setzt sich der relative Stillstand fort.

Für die Natur bedeutet die einsetzende Verlangsamung der Wirtschaft zwar eine Entspannung, jedoch wird es nur bei einer kurzweiligen Verschnaufpause bleiben. Denn es kann nicht damit gerechnet werden, daß der kurzfristige, kriseninduzierte Abschwung sich zu einem langwierigen Trend verstetigen wird – ein grundlegendes Umdenken in Bezug auf die bedingungslose Wachstumsorientierung unserer Gesellschaften ist in Anbetracht der Coronakrise keineswegs zu erkennen. Das verwundert kaum, insofern als das Virus die auf Bedarfsweckung und raschen Verschleiß angelegte Produktionsweise nicht direkt in Frage stellt. Außerdem lehrt die Geschichte, daß ähnliche »Seuchenwellen« den unbeirrt vorwärtsrollenden Fortschrittszug nie von seinem wesentlichen Kurs haben abbringen können – die vergleichsweise tödliche »Spanische Grippe« hat ihn nicht aufgehalten und die etwas »milderen« Grippe-Pandemien der miteinander verwandten »Asiatischen Grippe« und »Honkong-Grippe« stoppten ihn in den 1950ern und den 1960ern genausowenig.

Dennoch: Abgesehen von der sich lichtenden NO_2-Decke über China sind auch in Europa



Die Graphik zeigt, wieviel Kohle die sechs größten Kraftwerkbetreiber in China 2019 und 2020 an ausgewählten Tagen nach dem Neujahrsfest verfeuert haben. (Daten nach statista.de)

erste Entwicklungen zu beobachten, die den Druck von bestimmten Ökosystemen nehmen werden. Ein entscheidender Faktor für die Minderung der anthropogenen Umweltbelastungen ist unter anderem der einschneidende Rückgang des Tourismus. Wie stark dieser letztendlich ausfallen wird, ist nicht zuletzt davon abhängig, wie lange Sperrzonen (siehe aktuell Italien) aufrechterhalten werden. Für den Flugverkehr sind bereits jetzt signifikante Einbußen zu verzeichnen: Stand 5. März bleiben bei der Lufthansa 150 Flieger am Boden, davon 25 Langstreckenflieger, die unter normalen Bedingungen in der Luft wären. Dazu paßt, daß die Nachfrage nach Öl im Keller liegt. Die Internationale Energie Agentur (IEA) prognostiziert unter den neuen COVID-19 Rahmenbedingungen für 2020 erstmals seit der Finanzkrise 2008 keinen Anstieg der Nachfrage, sondern einen Schwund – im Jahresvergleich soll sie um 90000 Barrel pro Tag schrumpfen. Gesetzt den Fall, daß sich die Nachfrage im zweiten Halbjahr nicht wieder normalisiert, rechnet die IEA sogar mit einem extremen Rückgang von 730000 Barrel je Tag.

Dieser Abschwung wird zwar hauptsächlich vom Einbruch im geschäftlichen Transportsektor angetrieben, die Bedrohungslage für die seit einigen Jahren florierende Kreuzfahrtbranche fügt sich in diesen Zusammenhang dennoch nahtlos ein. Die Unmengen an umweltschädlichem Schifftreibstoff, einem Gemisch aus Schweröl und Diesel, verbrennenden Vergnügungsparks auf hoher See werden in Zeiten der Coronakrise zu prädestinierten Quarantänezonen. Wenn die Fahrten nicht restlos eingestellt werden sollten, so müßte zumindest die Nachfrage empfindlich einbrechen. Speziell das in den Sommermonaten restlos überlastete Ökosystem »Mittelmeer« wird die monströsen Kähne kaum vermissen. Dasselbe gilt für die überlaufenen Fjorde in Skandinavien. Zu den beschriebenen Folgen für den Tourismus wird sich dann mit gewisser Verzögerung das niedrige, weltweite Wirtschaftswachstum hinzugesellen, das den endgültigen Tritt auf die Bremse des ungezügelten Ressourcenverbrauchs bedeuten wird. Setzt sich das virale Geschehen fort wie bisher, wird die Selbstgewißheit der modernen Welt für eine bestimmte Zeit aus den Fugen geraten und die industrialisierten Gesellschaften werden von der materiellen Überholspur auf den Standstreifen wechseln.

Ungeachtet dessen, daß die Ausbreitung des Coronavirus mit hoher Wahrscheinlichkeit keine nachhaltige Änderung am vorherrschenden Wirtschaftsparadigma nach sich ziehen wird, stellt die sich anbahnende und in Teilen schon eingetreten ökonomische Krise die Stabilität der als alternativlos geltenden Globalisierung zunehmend in Frage. Jeder Tag, an dem die Werke in China stillstehen oder eingeschränkt produzieren, führt vor Augen, welche Vorteile regionale Wirtschaftskreisläufe gegenüber einer überkomplexen Streuung von Produktionsstätten auf globaler Ebene haben. Bricht eine regionale Einheit weg, führt das nicht zwangsläufig dazu, daß eine Kettenreaktion losgetreten wird, bei der weitere nicht direkt vom kriseninduzierenden Faktor betroffene Einheiten mit ökonomischen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Ferner bringen regionale Lieferketten den Vorteil der ökologischeren Verträglichkeit mit sich, da sie lange Transportwege obsolet werden lassen. Außerdem erhöht eine regionale Organisation der Ökonomie die Kontrolle über die Produktionsbedingungen – Entlohnung, Arbeitszeiten und ökologische Standards sind leichter zu regulieren, wenn sie immediär im eigenen Zugriffsbereich liegen.

Sosehr die durch das Coronavirus ausgelöste Krise eine ernsthafte Bedrohung darstellt, sosehr beinhaltet sie die Chance, ökonomische Weichen zu stellen, die der globalen Monokulturalisierung entgegenwirken. Mit anderen Worten: Sie bietet die Möglichkeit, eine Deglobalisierung einzuläuten. ■

Offene Tore, brennende Grenze: Zur erneuten Belagerung Griechenlands

von Andreas Karsten

Um die Massenmigration nach Europa war es, jedenfalls medial gesehen, ein wenig (zu) still geworden. Denn auch in dieser vermeintlichen Ruhephase sickerten Monat für Monat tausende illegale Migranten nach Deutschland und in andere europäische Länder ein. Die Bilder von Menschenmassen aber, die Grenzzäune erstürmen, verteidigt nur durch eine Handvoll verzweifelter Grenzpolizisten und Soldaten, waren bereits verblaßt.

Als am 28. Februar dieses Jahres der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan erklärte, seine Grenze zur Europäischen Union zu öffnen und Migranten (Flüchtlinge sind nur ein kleiner Teil von ihnen) von nun an ungehindert passieren zu lassen, wurden die alten Bilder schlagartig wieder aktuell. Zehntausende Migranten setzten sich in Marsch auf die griechische Grenze, wenn sie nicht ohnehin bereits im Grenzgebiet ausharrten.

Die wohlfeile Empörung über Erdoğans Entscheidung war groß, stellte sie immerhin einen Bruch des – nicht weiterverhandelten – Migrationspaktes dar. Indes greift die eindimensionale Abwälzung der Schuld auf den türkischen Präsidenten zu kurz.

Die EU hatte im Jahr 2016 gehofft, sich einerseits durch die Externalisierung von Aufgaben des Grenzschutzes und andererseits durch monetäre Zuwendungen an die Türkei buchstäblich freikaufen zu können. So wollte man die Migrationskrise, die immer wieder auf die tiefer liegende Existenzkrise des europäischen Grenz- und Migrationsregimes blicken ließ, nach der *Quick-and-dirty*-Methode aus der Welt schaffen. Dabei wurden entscheidende Punkte vergessen: Die Schlagworte »Flüchtlingsdeal« und »Flüchtlingspakt« maskieren die Tatsache, daß es sich bei dem Abkommen zwischen der EU und der Türkei nicht um einen rechtlich bindenden Vertrag, sondern lediglich um eine *Absichtserklärung* handelt. Ersterer hätte freilich parlamentarischer Zustimmung bedurft. Für dieses politisch wie juristisch höchst fragwürdige Konstrukt, welches der Türkei künftig die Rolle als Torwächter Europas antrug, bezahlte die EU einen hohen Preis. Man verpflichtete sich nicht nur zu einer Zahlung von sechs Milliarden Euro, verteilt auf die Jahre 2016 und 2017, sondern zur Aufnahme Zehntausender syrischer Migranten. Folgenreicher als die Ausschüttung von Unsummen an Steuergeldern ist die Aufwertung der türkischen Verhandlungsposition und der Kontrollverlust, der mit der Externalisierung des Grenzschutzes einhergeht. Man kann Erdoğans machiavellistische Machtdemonstration, mit der er sich auf einen Schlag eigener innenpolitischer Probleme entledigte, *moralisch* verurteilen, das *praktische* Instrumentarium hierfür gab ihm jedoch die EU höchstselbst an die Hand.

Nun ist guter Rat teuer: Statt konkreter Handlungsstrategien im Rahmen einer EU-weiten Eindämmung der illegalen Migration werden von Seiten politischer Amtsträger widersprüchliche Absichtserklärungen laut. Die primär Leidtragenden sind die Griechen, dann aber auch die Migranten selbst, deren Utopie vom schönen Leben durch Erdoğans Apparat erst gefördert und durch die – in Teilen noch immer vorhandene – Bereitschaft zur Verteidigung der Grenzen Europas wieder blockiert wird. Entsprechend groß ist ihre Frustration und Wut. Der angestaute Haß und die daraus entstehende Gewalt entladen sich nun an den hellenischen Grenzzäunen und ihren gesetzlich bestellten Verteidigern.

Till-Lucas Wessels verglich in einem Artikel, der kürzlich auf *Sezession im Netz* erschien, den Ansturm auf die griechische Grenze mit der Entscheidungsschlacht der Spartaner gegen das Heer des persischen Herrschers Xerxes I. bei den Thermopylen im Jahr 480 v. Chr., in der sich eine kleine Allianz griechischer Kämpfer der fernöstlichen Eroberungsmacht heldenhaft entgegenwarf und letztlich doch scheitern mußte. Die Bilder von behelmten griechischen Polizisten, die sich mit ihren Schilden aus Plexiglas Wellen von aggressiven Nichteuropäern entgegenstemmen, machen diesen zwar weit hergeholten, aber für einen Identitären natürlich naheliegenden Vergleich lebendig. Er hinkt gleichwohl ausgerechnet an entscheidenden Punkten. Die dieser Tage anrückenden Menschenmassen sind, obwohl sie zu großen Teilen aus Männern im wehrfähigen Alter bestehen, keine organisierte Streitmacht unter der Führung eines Feldherrn, der ein klar umrissenes militärisches Ziel verfolgt. Das einende Element dieser durchaus

heterogenen Belagerer ist einzig und allein ihre Migrationsbiographie und ein vorübergehendes, gemeinsames Ziel: die Überwindung des Grenzzauns.

Der amerikanische Sozialphilosoph Eric Hoffer beschäftigte sich in seinem 1951 erschienenen Werk *The True Believer* eingehend mit politischen Massenorganisationen. Er stellte fest, daß Migrationsströme diesen nicht unähnlich seien. Migranten bilden eine Massenbewegung, deren Ziel das »gelobte Land«, im heutigen Fall: Mitteleuropa, ist. Die Verheißung des sorgenarmen, wohlstandserfüllten Lebens und die Aussicht, persönliche Probleme in kürzester Zeit auflösen zu können, spornt die Menschen nicht nur dazu an, die Strapazen einer ungewissen, gefährlichen Reise auf sich zu nehmen, sondern animiert sie auch zu roher Gewalt gegen alle, die ihnen den Zugang zum Utopia, das vermeintlich am Horizont zu erkennen ist, zu verwehren suchen.

Durch das Spiel mit ihren Hoffnungen und Ängsten können die Migranten durch Politiker wie Erdoğan als gezielte Waffe und Druckmittel im Spiel der europäischen und künftig möglicherweise auch nordafrikanischen und vorderasiatischen Mächte eingesetzt werden. Die EU hat dem wenig bis nichts entgegenzusetzen. Der Einsatz einzelner Grenzschützer wird erstens unterlaufen durch das Fehlen ernsthafter politischer Strategien im Umgang mit der weitreichenden Migrationsproblematik und zweitens durch die verbale Janusgesichtigkeit europäischer und ganz speziell bundesdeutscher Politiker. Ursula von der Leyen lobte Griechenland jüngst als »Schutzschild der EU« und stellte die Entsendung einer »schnellen Eingreiftruppe« der EU-Grenzschutzagentur Frontex in Aussicht. Diese Rapid Border Intervention Teams (RABIT) sind allerdings auf die Bereitstellung von Personal aus den EU-Mitgliedsstaaten angewiesen, da Frontex für diese Aufgaben kein eigenes Personal zur Verfügung steht. Hinzu kommt, daß sich der Handlungsrahmen von Frontex in der Regel auf Überwachung und Unterstützung bei der operativen Planung beschränkt, da die hoheitlichen Aufgaben der Grenzsicherung noch immer bei den Mitgliedsstaaten liegen. Wie schnell eine solche Einheit tatsächlich aktiviert werden kann und welchen Effekt sie auf die Krisensituation haben kann, bleibt also abzuwarten; auch hier muß man bis zur Erbringung eines Gegenbeweises von einer medial wirksamen Absichtserklärung ausgehen.

Die Grünen machen derweil Werbung für eine »Allianz der Willigen« in der EU und suchen Verbündete, die bereit sind, Migranten aufzunehmen. Unterstützt und gleichermaßen getrieben werden sie dabei durch mächtige Lobbyorganisationen wie das Bündnis »Seebrücke«, das vielerorts mit der Parole »Wir haben Platz« für sich und sein Modell offener Grenzen und unbeschränkter Migration Werbung macht. Das Motto scheint ausgesprochen humanistisch, doch dahinter verbirgt sich ein klassischer Fall moralpolitisch linksliberaler Gesinnungsethik: Man will qua Bekenntnislust zu den »Guten« gehören. Die realpolitischen, demographischen und sozialen Folgen einer Aufnahme »aller« sind dabei überhaupt nicht absehbar und sind bei ihren Befürwortern zum jetzigen Zeitpunkt auch nicht ausschlaggebend. Niemand könnte es den Griechen übelnehmen, wenn sie ihre Bemühungen, die Grenze Europas zu halten, angesichts der dauerhaften Abwesenheit ehrlicher einwanderungspolitischer Rückendeckung weitestgehend einstellen würden und die Massen gen Mitteleuropa ziehen lassen. Diese vertrackte



»Unterstützung für das griechische Volk!«

Lage witternd, richtete sich Erdoğan als *Advocatus Diaboli* mit dem zynischen Vorschlag an die Griechen, die Migranten einfach passieren zu lassen.

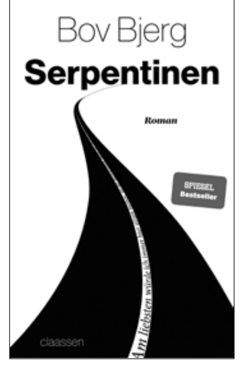
Die Situation an der griechisch-türkischen Grenze bildet eine neue Eskalation der internationalen Migrationskrise. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um eine Wesselsche Entscheidungsschlacht, die, im Falle eines erfolgreichen Schutzes der Grenze, Symptome und Praxisfolgen der Einwanderungsproblematik für Europa lösen wird. Es bleibt eben dies: ein Symptom, mithin eine dunkle Vorahnung der Ereignisse, die den Grenzstaaten des Schengenraums in den nächsten Monaten und Jahren noch bevorstehen. Erdoğan zündelt, die EU-Nomenklatura fürchtet den Rechtsruck und ist in dieser einen Frage vorerst standhaft, während wir alle zunächst Beobachter am Spielfeldrand bleiben. Stärken Frontex und Co. die Grenzen, bleibt der Dammbruch zwar zunächst aus – das alles hat aber nichts mit Leonidas' 300 Spartanern oder gar einer Revision-im-Werden des »Großen Austauschs« zu tun. So viel realistische Lageanalyse sollte auch in emotionalisierten Zeiten geboten sein. ■

Ich: nur gelabert

Bov Bjerg: *Serpentinen. Roman,* Berlin: Claassen 2020. 262 S., 22€

Kann ein Schriftsteller, dessen vielfach beachteten zweiten Roman man einst begeistert las, den dritten Wurf richtig verhauen? Ja, leider. Bov Bjergs (Künstlername) teilautobiographischen Roman *Auerhaus* verschlang ich regelrecht. Er fängt darin eine schwäbische Jugend in den achtziger Jahren ein. Beobachtungsgabe, Subtilität, der Sound der Zeit, melancholisch behaucht, perfekt eingefangen!

Bjerg (Jahrgang 1965) hat nun einen weiteren Roman vorgelegt, *Serpentinen.* Hier ist der Ich-Erzähler rund dreißig Jahre älter. Details legen nahe, daß es sich um dieselbe Person handelt. Daß man die eigene Kindheit und Jugend einmal aus eher heiterer *(Auerhaus)* und dann tiefdunkler Perspektive (eben: *Serpentinen*) erzählt, ist kein schlechter Kunstgriff. Ist das nicht menschlich? Es gibt wohl bei jedermann die eine kindliche Erinnerung an Bonbons, Übermut und Potenz – und eben die andere an Hustensaft, Schmähungen und Niederlagen. Der Mann, der einst das »Auerhaus« bewohnte, ist nun Doktor der Soziologie. Er wohnt in Berlin, hat eine junge Frau, die erfolgreiche Anwältin ist, und einen Sohn. Sein Vater hat Suizid begangen. Sein Großvater auch. Urgroßvater: dito. Ein Fluch scheint auf der Sippe zu liegen, er lastet schwer auf unserem Ich-Erzähler. Er ist nun mit seinem Sohn aus Berlin in die Heimat geflohen und umwandert die Orte seiner Kindheit – stets auf dem schmalen Grat zwischen Sterbenwollen und Lebenmüssen. »Ich hatte nie gearbeitet, immer nur gelesen, geschrieben, gedacht, gelabert.«



Allgegenwärtig: die Vergangenheit, die nicht vergehen will; weder die private noch die nationalgeschichtliche. Man kann diesen Roman nur ernst nehmen und überhaupt ertragen, wenn man gegen alle Wahrscheinlichkeit davon ausgeht, daß hier kein biographisch gespickter Bewältigungstext tränenreich hingehudelt wurde, sondern: daß Bov Bjerg uns seinen Ich-Erzähler als dramatisch verkommene Figur unserer Zeit, als Zerrbild, als Menschenrest, der »vom Manne übrigblieb«, ausmalt. Wir haben es hier gewissermaßen mit einem NS-Opfer der dritten Klasse zu tun.

Diese schwermütige Hauptperson leidet an sich selbst, geht aber davon aus, daß sie es als Stellvertreter für alles Unheil tue, was zur Großvaterzeit in Deutschland verübt wurde. Unser Soziologe sieht Autos und denkt: »Volkskraftwagen«: »Ich sah eine Autobahn und dachte: Nazis. Ich sah Gleise und dachte: Deportation.« Seine Frau beschwert sich, er sähe überall Nazis. Antwort: »Nazis SIND überall!« Besessenheit! Alles Unheil rührt von »daher«. Die Eltern, zumindest die Mutter, sahen sich als Kriegsopfer. Sie wurde aus ihrer böhmischen Heimat vertrieben. Das findet der Sohn fatal. Er nennt diese immer wieder vorgetragenen Geschichten »Familienbla«. Dieses dutzendfach bemühte Wort charakterisiert den hier vorherrschenden, bei aller Depression naßforschen Slang ganz gut. Warum trauerten die Altvorderen um sich und ihre Sippe – und nicht um das Leid der anderen, der Juden? Und was hatte die Mutter mal zum Protagonisten gesagt, als der noch klein war? Einen Satz, der sich auf ewig einhämmerte: »Du hast den gleichen Rücken wie dein Vater, die gleichen Schulterblätter, den gleichen Hals.« In der Rückschau kommentiert der Sohn diese dahingesagte Bemerkung giftig: »Das rassische Erscheinungsbild war wichtig, wenn einer zur SS wollte.«

Der Sohn hat seinem Kind Lego-Spielzeug gekauft. Eine Spielfigur hat ein dunkles, die andere ein weißes Gesicht. »Ich sagte zum Jungen, der eine Herr heiße Herr Maier und der andere Herr Schmidt, damit wir, wenn wir spielten, nicht ›der Schwarze‹ und ›der Weiße‹ sagen mussten.« Welch konfuses Durcheinander in einem einzigen Gehirn entstehen kann! Hat der Roman, bei all diesem Psychokuddelmuddel, wenigstens literarische Qualitäten? Eher: Nein. »BÄNG!« schreibt Herr Bjerg wiederholt unvermittelt. Und: »Die Köpfe im All.« Und: »Datum. Stempel.« Und: »Geh weg. Bleib hier.« Kapitel 40 (von 45) besteht bedeutungsschwer aus einem Satz: »Warum hast Du mich verlassen.« Kapitel 41, noch kürzer: »Mich dürstet.«

Dann sehen wir den Vater, wie er die Badfliesen im kurzzeitig angemieteten Exil mit Filzstiften bemalt. Warum? Weil er keinen Bock hat, daß sich »das Muster« (übertragen: der Suizid; Wink mit dem Zaunpfahl!) wiederholt. Er malt »zwei Striche, drei Striche, Wellen, Kreise, eine Giraffe.« Der kleine Sohn tritt hinzu und malt mit. Hallo, Bedeutung!

Ich bin überzeugt davon, daß der talentierte Autor Bov Bjerg seine Leser mit diesem vordergründigen Trauerklumpengewirr, in Wahrheit tiefsinnigem Exempel seine Leser einer bedeutsamen Probe aussetzen wollte. Anders ist es nicht denkbar.

ELLEN KOSITZA ■

Er / glüht

Léon Bloy: *Diesseits von Gut und Böse. Briefe – Tagebücher – Prosa.* Herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Alexander Pschera. Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2019. 1259 S., 68 €.

»Er glich einem Denkmal universeller Verzweiflung« notiert Léon Bloys Frau Jeanne in ihren Erinnerungen an ihre erste Begegnung. Den größten französischen Denker des *Renouveau Catholique* am Ende des 19. Jahrhunderts muß man sich als einen überaus ergriffenen und ergreifenden Menschen vorstellen.

In dieser voluminösen Textsammlung aus allen Schriften Bloys finden sich unter Tausenden von Tagebucheinträgen – und das sind nur gekürzte Auszüge – unzählige Bäche von Tränen, die Bloy vergossen hat.

Zwei seiner vier Kinder sterben früh, die Familie lebt auf dem Pariser Montmarte keineswegs künstleridyllisch, sondern von der Hand in den Mund. Erzwungene Umzüge, Wege zum Pfandhaus und Bittgesuche bei den Hausbesitzern lassen den Schriftsteller nie ruhen.

Bloy schreibt 1873 seinem geistigen und ästhetischen Mentor Barbey d'Aurevilly, der ihn zum katholischen Glauben bekehrt hat: »Ich erinnere mich nicht daran, seit meiner Kindheit ohne Schmerz gewesen zu sein, und dies oft in einem unglaublich starken Maße. Dies beweist, daß Gott mich sehr liebt«. Léon Bloy stürzt sich mit Leib und Seele in den Katholizismus. Seine »Seele bedarf des Feuers einer glühenden Praxis« notiert er an einer Stelle. Die glühende Praxis sieht tägliche Kommunion, unablässiges Gebet (selbstverständlich auf Latein) und ein strenges Glaubensleben in der Familie vor. Einem Freund, der sich weigert, sich im Hause Bloy vor dem Essen zu bekreuzigen, weist er die Tür. Zu groß ist seine Sorge um das Seelenheil seiner jüngsten Tochter; die Mutter seines unehelichen Kindes belehrt er, das Kind sei von kränklicher Konstitution, weil sie es an Inbrunst im Gebet fehlen ließe.

Bloys Ehefrau Jeanne hingegen lebt mit ihm für den Glauben. Ihre Spiritualität steht der seinen um nichts nach, ohne sie wäre Léon Bloy wohl in seiner »universellen Verzweiflung« ertrunken. Pschera sieht diese Ehe als »Basis für die Begründung eines christlichen Familienraumes, der Einspruch erhebt gegen das herrschende Chaos der Welt und deren Wertezerfall«.

»All das, was die Kirche lehrt, ist von solcher Offensichtlichkeit, vor meinem Geist und meinem Herzen sehe ich so deutlich die Makellosigkeit und Reinheit ihrer Doktrin« schreibt Bloy an einen Freund – eine solche Treue der Kirche gegenüber erscheint uns Heutigen unglaublich. Auch nach eingehender Lektüre der tausend Seiten wird mancher Leser die Frömmigkeit des glühenden Konvertiten nicht ganz überzeugt goutieren können. Léon Bloy ist nicht nur ein Frommer, sondern auch ein Wüterich. In Journalartikeln zu zeitgenössischen Themen kommt der »brüllende Ochse«, als den seine Mutter ihn früh bezeichnet hat, hervor. Seine sarkastischen Pamphlete verraten den Choleriker, der sich indes als *miles christianus* zu verteidigen weiß,

Alexander Pscheras Mammutwerk ist nicht nur editorisch preiswürdig, sondern auch in seinen Kommentarkapiteln. Der Verleger hat sich etwas getraut: In Werkausgaben haben eigenständige vergleichende Essays des Herausgebers mit anderen Autoren gewöhnlich keinen Platz. Pschera schnappt sich zwei seiner Lieblinge, Nietzsche und Ernst Jünger, und stellt Parallelen her, daß es nur so leuchtet! Völlig evident, daß Bloy und Nietzsche »Abbruchunternehmer« sind: Bloy sieht sich als »entrepreneur des démolitions«, Nietzsche philosophiert mit dem Hammer. Wenn man davon ausgeht, in Nietzsche nichts anderes als *den* dezidierten »Antichristen« zu finden, führt der Bezug zu Bloy zu einer anderen Sicht. Könnte es nicht sein, daß auch bei Nietzsche der Weg der Wahrheit durch den Abgrund führt? »Wer die Perspektive des Abgrunds einnimmt, der wird erhoben«, paraphrasiert Pschera die Philosophie beider Denker.

Mit Jünger macht der Herausgeber es kaum anders. Die anarchische Seite des Katholischen besteht darin, radikale Freiheit zu wählen oder das Böse. Wer von dem Satz ausgeht »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« (Joh 18,36), genießt ungeahnte Freiheit. Dieser Satz »hebt uns aus den Beschränkungen und Verklemmungen der Zwecke der Welt und knüpft ein Band hinüber in die andere Welt. Durch diesen Satz werden wir regellos. Er entkräftet die eine Ordnung, um die andere einzusetzen«, erläutert Pschera. Jüngers *Arbeiter* (1932) ist parallel zu Léon Bloys Selbstverständnis als »Arbeiter im Weinberg Christi« zu lesen: Es geht um die Preisgabe bürgerlicher Sicherheit. Der Arbeiter bei Jünger hat »mächtige Reserven«, weil er an die Wahrung dieser Sicherheit nicht mehr gebunden ist – so verhält es sich auch beim Gläubigen, der keine Angst vor dem Schmerz hat. Der Bürgerliche hingegen, gemeinsamer Gegner Bloys und Jüngers, will um alles in der Welt den Schmerz vermeiden, wie auch Jüngers Essay *Über den Schmerz* festhält.

Viele von Bloys Schriften sind einzeln erhältlich. Bei Karolinger erschien *Das Heil durch die Juden* (eine schwierige, theologisch umstürzlerische Schrift!) in einem Band mit *Jeanne d'Arc und Deutschland.* Bloys bekanntestes Werk, die *Auslegung der Gemeinplätze* wurde von Hans Magnus Enzensberger in seine bibliophile Reihe *Die andere Bibliothek* aufgenommen. Bei Matthes & Seitz liegen vom Karolinger-Verleger Peter Weiß übersetzte Tagebucheinträge unter dem Titel *Der Unverkäufliche* vor und Pscheras Neuübersetzung von Bloys Kriegserzählung *Blutschweiß,* die Jüngers und Carl Schmitts Partisanentheorien beeinflußt hat.

CAROLINE SOMMERFELD ■

Einige Zeit war ich Abteilungsleiter im Bundeskanzleramt

Albrecht Müller: *Glaube wenig, hinterfrage alles, denke selbst. Wie man Manipulationen durchschaut,* Frankfurt a. M.: Westend 2019. 144 S., 14 €

Dieses Buch hat unheimlich viele (allerdings auch ungünstige) Bewertungen auf amazon.de erhalten. Es darf sich zudem den begehrten Stikker »SPIEGEL Bestseller« auf den Titel kleben. Seit langer Zeit haben die NachDenkSeiten.de des SPD-Urgesteins Albrecht Müller ein erstaunliches Renommee – auch im sogenannten rechten Lager. Müller ist einer, der tüchtig gegen den Strich bürstet und hellwach ist, so wach, wie es ein wirklich alter Mann eben sein kann. 1972 hatte er Willy Brandts Wahlkampf geleitet, unter Helmut Schmidt war er tätig, bis 1994 saß er im Bundestag. Man könnte unken: Wenn Müller nur halb so alt wäre (er wird demnächst 82), hätte seine Partei einen soliden Stand.

Das knallrote Buch spricht per Titel den Phänotyp unserer Zeit an: den besorgten, mitunter gar wütenden Bürger, der »denen da oben« nichts mehr glaubt, der sich von »den Medien« veräppelt fühlt und allenthalben Manipulation wittert. Nun: Müller bedient diese Sorgen gründlich. Er kann »Einfluß-Agenten der Nato« aus dem journalistischen Betrieb benennen. Er weiß, wohin es führt, wenn Leser rein »aus Treue« zu einem bestimmten Blatt ihre Fähigkeit zum Gegen-den-Strich-Denken aufgeben. Müller kennt und benennt die »Methoden der Manipulation«, derer sich die »Mächtigen« bedienen. Bei ihm sind es siebzehn an der Zahl. Zum Beispiel: »Umfragen nutzen, um Meinung zu machen«, »Geschichten verkürzt erzählen«, »Experten helfen – zu manipulieren« oder »Übertreiben – es wird schon was hängenbleiben.« Das ist alles verdienstvoll. Grundsätzlich hat der Müller Recht damit, wenn er sich mit dem »Bürger von heute« »umzingelt von Kampagnen« sieht. Viele seiner Praxistips sind daher schwer in Ordnung: Man soll etwa im Streitgespräch »naiv« beim Gesprächspartner nachfragen: »Was meinen Sie eigentlich mit ›Zivilgesellschaft‹? Mit ›Populismus‹?« Zuzustimmen ist Müller auch bei anderen »populistischen« Äußerungen: Daß es schlicht »keinen Spaß« mache, mit »unfreien Menschen« Umgang zu haben, die diese »verrückte Welt, in der wir leben« gar nicht als solche erkennen!

Müller rät mehrfach dazu, sich zusammenzutun. »Viele Augen sehen mehr als zwei.« Man soll sich am Arbeitsplatz, am Stammtisch, im Verein austauschen, um ein »großes, breites Milieu der Aufklärung zu schaffen.« Ja, so denken SPDitter, die davon ausgehen, daß ein solches »Zusammenhecken« zu anderen als rechtspopulistischen Schlußfolgerungen führte! Als Intellektueller würde man die Klage womöglich anders formulieren. Hier sitzt vielleicht der Haken. Für akademische Dissidenten ist Müllers Buch deutlich zu unterkomplex. Und: Müller ist dem Verschwörungswissen anheimgefallen. Beispiele? Müller beklagt, daß Naomi Kleins *Schock-Strategie* (2007), in dem der Einfluß »des Westens« auf Jelzin öffentlich gemacht worden sei, in Deutschland »erstaunlich vergessen gemacht« wurde. Großer Quatsch! Das Buch wurde in sämtlichen Leitmedien breit (und weitgehend positiv) besprochen! Oder: In »den Medien« würden Putin und Assad übel beleumundet – Jair Bolsonaro hingegen nicht, schreibt Müller. Wie? Bitte bloß mal ein halbes Dutzend positiver Bolsonaroberichte aus dem Mainstream liefern! Oder: Sowohl *Bild* (eher rechtslastig) als auch *Spiegel* (nur vorgeblich linkslastig, in Wahrheit laut Müller voll auf Rechtskurs) »dramatisieren« laut Müller (in infamer Absicht) den »demographischen Wandel«. Dabei gibt es den doch gar nicht! Bei Müller trapst die Nachtigall unentwegt und überall.

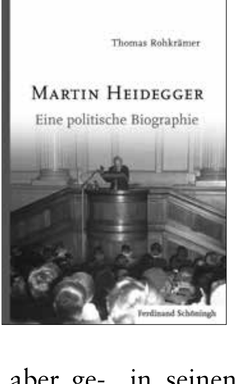
Keinesfalls möchte er dabei seine Medien- und Elitenkritik »von rechts mißbraucht« sehen. Wer heute von einem »linken medialen Mainstream« rede – das sei laut Müller einfach »zum Lachen.« Was für eine schizoide Verdrehung! Müller sollte es besser wissen. Dies scheint an vielen Stellen durch: »Bei den Landtagswahlen in Brandenburg und Sachsen am 1. September 2019 haben wir eine besondere Variante des Gebrauchs oder Mißbrauchs von Umfragen erlebt. Da wurden die Ministerpräsidenten (…) am Wahlabend in vielen Kommentierungen zu Siegern [gegenüber den Umfragen], obwohl sie und ihre Parteien kräftig verloren hatten.« Genau. Müller sieht die Zeichen der Zeit, aber er vermag sie nicht zu lesen! Für ihn riecht heute alles, was ihm persönlich unsympathisch ist, nach rechtspopulistischer oder wenigstens Anti-Putin-Verschwörung. Daß heute kaum einer mehr die Namen der wichtigsten Gewerkschaftsbosse kennt, gilt ihm als Zeichen, daß urlinke Anliegen von den Medien bewußt totgeschwiegen werden. Daß ein älterer Mann ins Holpern gerät, wäre verzeihlich. Blöd wird es, wenn er auf Seite 99 plötzlich von »Verkehrsteilnehmer*innen« zu schreiben beginnt. »Jähes Gendern«, also anfallsartiger Pseudofeminismus, ist ein schlechtes Vorzeichen. Müller gendert in etwa 20 Prozent der Fälle – das wirkt in seiner Inkonsequenz betulich. Glaubhafter wäre, er ließe es ganz. Insgesamt mag es sich wohl so verhalten: Linke Leute sehen in der rezenten Politik und Berichterstattung »rechte« Akteure die Rädchen drehen. Und vice versa. Ein sympathisch-skurriles Buch. Zuletzt ein Tip: »Im Deutschlandfunk sind vermutlich täglich verschachtelte Abfolgen von Manipulationen zu hören. Dieses Gesamtkunstwerk durchschaut man allein schwerer als mit anderen, die auf dem Weg zur Arbeit diesen Sender eingeschaltet haben und sich in der Regel ärgern. Dieser Ärger läßt sich leichter ertragen, wenn man sich darüber austauscht.«

ELLEN KOSITZA ■

Heimlicher König

Thomas Rohkrämer: *Martin Heidegger. Eine politische Biographie,* Paderborn: Ferdinand Schöningh 2020. 297 S., 39.90 €

Wendet man sich Heidegger zu, gibt es heute grundverschiedene Ansätze: Man kann ihn nach wie vor – um von langweiliger Apologie zu schweigen – als großen Philosophen lesen, man kann ihn wohlfeil politisch denunzieren oder psychologisch pathologisieren, man kann ihn aber auch historisch kontextualisieren. Letzteres unternimmt *cum grano salis* der in England lehrende Historiker Thomas Rohkrämer, dem es emphatisch nicht um Heideggers philosophische Originalität geht, sondern um die Einordnung in die Kultur seiner Zeit. Nicht die Ausnahmeerscheinung Heidegger steht daher im Vordergrund, sondern derjenige Heidegger, der in vielfacher Verbindung zu Tendenzen seiner Zeit stand. Das Grundproblem ist also, wie ein als Unzeitgemäßer gehandelter (und sich auch so inszenierender) Denker zugleich doch eine so erstaunliche Resonanz finden konnte – und zwar über politische Systeme und Zeitgeistwandlungen hinweg. Damit steht Rohkrämer auch gegen eine auf den Nationalsozialismus verengte Sichtweise, die es oft genug unternimmt, Heidegger »von allgemeinen Prinzipien oder der Gegenwart her den Prozess zu machen«. Das hindert den Autor jedoch nicht daran, selbst zu erklären, Heideggers Philosophie habe diesen »nicht vor grundsätzlich falschen politischen Positionierungen« geschützt, was ja nichts anderes bedeutet, als Heidegger von allgemeinen Prinzipien her zu kritisieren. Wie problematisch das ist, erhellt leicht daraus, daß es nicht schwerfällt, zahlreiche Philosophen der Gegenwart zu finden, die auch nicht durch ihre Philosophie vor »falschen Positionierungen« geschützt werden.



Für Rohkrämer besteht aber die entscheidende Herausforderung darin zu verstehen, »wieso ein politisch fragwürdiger Philosoph zugleich gehaltvolle und produktive Gedanken entwickeln konnte«. Man könnte aber genauso gut und vielleicht mit mehr Recht fragen, »wieso nicht?« Seit wann hängt die Produktivität eines Denkers von den zeitbedingten politischen Meinungen ab, die er auch noch hatte? Denn auch wenn die Verbindungen Heideggers zu einem modernitätskritischen und konservativ-revolutionären Gedankengut evident sind, erscheint der Kern seiner Zeitkritik oft nur zufällig mit einer »rechten« Option verbunden zu sein. Das gehaltvolle und produktive Denken Heideggers hat sein Gewicht deshalb, weil es sich sehr wohl auf reale Probleme bezieht, die zwar nicht vorschnell, letztlich aber eben doch beantwortet werden müssen. Wenn Heidegger die Massengesellschaft mit ihrem Konformismus analysiert, sieht Rohkrämer darin die »Attitüde des elitären und kulturkritischen Mandarins«, obwohl er selbst erkennt, daß sich Adornos Kritik der manipulativen Kulturindustrie davon nicht signifikant unterscheidet. Und ein Kontext Heideggers ist hier weniger die zeitgenössische, als vielmehr die schon bei Kierkegaard entfaltete Kulturkritik.

Rohkrämer skizziert nun in groben Zügen, ohne sich allzusehr auf philosophische Details einzulassen oder gar neue Quellen zu erschließen, die Entwicklung Heideggers von einem stark im katholischen Milieu verankerten Theologen zum »heimlichen König« (Hannah Arendt) der Philosophie, dessen *Sein und Zeit* sich sehr wohl in die »Verhaltenslehren der Kälte« im Sinne Lethens einordnen läßt.

Schließlich feierte Heidegger nach dem zeitweisen Engagement zugunsten des Nationalsozialismus (den Rohkrämer als in sich durchaus diversen »Glaubensraum« erkennt) sein philosophisches Comeback als Denker der Gelassenheit und als Kritiker der Technik. Hier aber war Heidegger auch keineswegs besonders zeittypisch, da er, wie Rohkrämer zeigt, sich deutlich von denjenigen Konservativen unterschied, die wie Freyer, Gehlen und Schelsky ihren Frieden mit der Industriegesellschaft gemacht hatten. Anders auch als Klages oder Friedrich Georg Jünger habe sich Heidegger gegen eine Dämonisierung der Technik gestellt.

Rohkrämer hält es zurecht für »nicht sinnvoll, Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Heidegger und dem Nationalsozialismus zu bestimmen, indem man sich auf bestimmte Begriffe und Konzepte konzentriert«, denn diese Details der NS-Weltanschauung interessierten den Denker gar nicht. Ihm ging es vielmehr um die »Dynamik, mit der die Bewegung eine neue historische Situation hervorbrachte.« An diesem Punkt kommt auch die Differenz Heideggers zu jedem Konservatismus zum Tragen, wenn er bei der Erörterung von Feindbestimmungen von dem Grunderfordernis spricht, den Feind nicht nur zu finden, sondern »gar erst zu schaffen«. Auch Rohkrämer muß aber trotz einiger antisemitischer Aussagen in den *Schwarzen Heften* vor allem um 1940 herum konstatieren, daß Heidegger in seinen öffentlichen Äußerungen keinen Antisemitismus zum Ausdruck bringt. Auffällig ist zudem, daß die meisten »Haßtiraden« Heideggers sich auf Christentum und Katholizismus bezogen, weshalb er auch katholische Habilitanden wie Gustav Siewerth und Max Müller als weltanschauliche Feinde ansah.

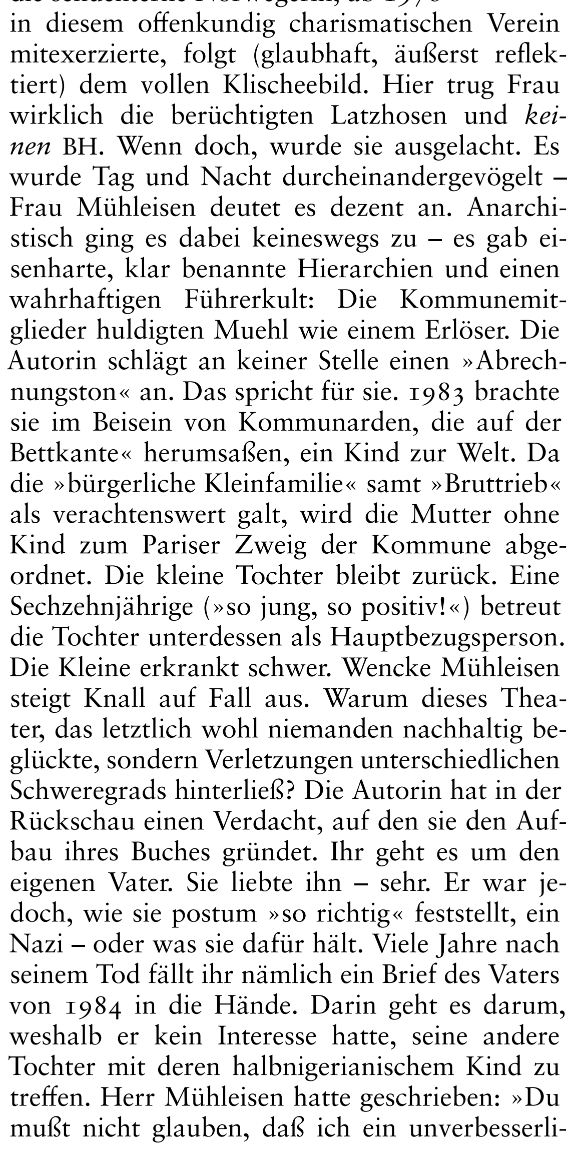
Rohkrämers Darstellung, die viel Bekanntes resümiert, ist dort am stärksten, wo sie auf die Ambivalenzen in Heideggers Texten aufmerksam macht, etwa im *Ursprung des Kunstwerks;* denn hier erzeugt der Philosoph eine »Suggestivität gleichsam poetischer Natur, die auch jene Anschlußfähigkeit« begründet, die erst im Aktivismus des NS und dann auch in der Gelassenheitsrhetorik der späteren Jahre eine jeweils völlig andere Gestalt annehmen konnte.

TILL KINZEL ■

Hang zu grenzüberschreitenden Handlungen

Wencke Mühleisen: *Du lebst ja auch für deine Überzeugung. Mein Vater, Otto Muehl und die Verwandtschaft extremer Ideologien,* Wien: Zsolnay 2020. 285 S., 23 €

Die Autorin Wencke Mühleisen (*1953) lebte neun Jahre in der Kommune von Otto Muehl in Wien sowie im dazugehörigen burgenländischen Friedrichshof. Otto Muehl? Der Aktionskünstler und Guru hatte für Aufsehen gesorgt, indem er das Audimax der Uni Wien sprengte. Dort verlas er ein revolutionäres Manifest, ließ die Nationalhymne abspielen und defäkierte auf's Katheder. In Muehl kulminierte das, was wir heute unter der Chiffre »1968« verstehen. Die hunderte Mitglieder von Muehls Aktionsanalytischer Organisation (AAO) verstanden sich als Modellfiguren einer zukünftigen Form des Zusammenlebens. Sie bezeichneten ihre Prinzipien als »neuen Humanismus«. Wahlloser Sex war der hauptsächliche Transmissionsriemen, daneben praktizierte man »Selbstdarstellungskunst« und »Urschreitherapie.« Was Frau Mühleisen, die schüchterne Norwegerin, ab 1976 in diesem offenkundig charismatischen Verein mitexerzierte, folgt (glaubhaft, äußerst reflektiert) dem vollen Klischeebild. Hier trug Frau wirklich die berüchtigten Latzhosen und *keinen* BH. Wenn doch, wurde sie ausgelacht. Es wurde Tag und Nacht durcheinandergevögelt – Frau Mühleisen deutet es dezent an. Anarchistisch ging es dabei keineswegs zu – es gab eisenharte, klar benannte Hierarchien und einen wahrhaftigen Führerkult: Die Kommunemitglieder huldigten Muehl wie einem Erlöser. Die Autorin schlägt an keiner Stelle einen »Abrechnungston« an. Das spricht für sie. 1983 brachte sie im Beisein von Kommunarden, die auf der Bettkante« herumsaßen, ein Kind zur Welt. Da die »bürgerliche Kleinfamilie« samt »Bruttrieb« als verachtenswert galt, wird die Mutter ohne Kind zum Pariser Zweig der Kommune abgeordnet. Die kleine Tochter bleibt zurück. Eine Sechzehnjährige (»so jung, so positiv!«) betreut die Tochter unterdessen als Hauptbezugsperson. Die Kleine erkrankt schwer. Wencke Mühleisen steigt Knall auf Fall aus. Warum dieses Theater, das letztlich wohl niemanden nachhaltig beglückte, sondern Verletzungen unterschiedlichen Schweregrads hinterließ? Die Autorin hat in der Rückschau einen Verdacht, auf den sie den Aufbau ihres Buches gründet. Ihr geht es um den eigenen Vater. Sie liebte ihn – sehr. Er war jedoch, wie sie postum »so richtig« feststellt, ein Nazi – oder was sie dafür hält. Viele Jahre nach seinem Tod fällt ihr nämlich ein Brief des Vaters von 1984 in die Hände. Darin geht es darum, weshalb er kein Interesse hatte, seine andere Tochter mit deren halbnigerianischem Kind zu treffen. Herr Mühleisen hatte geschrieben: »Du mußt nicht glauben, daß ich ein unverbesserlicher fanatischer Faschist und Rassist bin (mein bester Freund war zum Beispiel Jude), aber ich habe einen höllischen Krieg in Ungarn, Rußland, Finnland und den arktischen Regionen mitgemacht, verloren und überlebt. In der Zeit sind Tausende aus meiner Umgebung, mit denen ich teilweise befreundet war, gefallen, erfroren, verhungert, zerrissen, pulverisiert oder sonst elend zugrunde gegangen. Sowas verpflichtet. Ich habe diesen Krieg für mein Volk und meine Überzeugung mitgemacht. Da gab es keine Alternative. [...] Ich kann nicht meine Familie verraten, indem ich einen Neger hineinschwindele und damit meine Selbstachtung verliere. Die Kommunisten nennen das Solidarität. Wir haben einen altmodischen Begriff dafür, nämlich Ehre und Gewissen. Ich hoffe, Wencke, daß Du mich verstehst? Du lebst ja auch für Deine Überzeugung gegen den Strom. PS: Anders leben als denken nennt man Schizophrenie. Grüß mir den Guru Muehl und meine anderen Freunde und Freundinnen in der Kommune und sei herzlich gegrüßt. Vater.« Der Tochter geht es nicht darum, ihr anti-konformistisches Treiben rückblickend als Aufbegehren gegen das »Nazi-Erbe« zu begreifen. Das wäre ein alter Hut. Sie hält sich auf am väterlich proklamierten »wir«: Wir: hier wie da eine Gemeinschaft derjenigen, die »eine extreme Ideologie« vertraten, beide mit einem »Hang zu grenzüberschreitenden Handlungen.« Der Vater trat in seinen Zwanzigern in die Wehrmacht ein – die Tochter gleichen Alters in eine radikale Kommune. Der Autorin fällt auf, daß sie seit je einen scharfen Blick für Schwächen anderer hatte; sie merkt, daß sie bis heute ein kaltes Auge gerade auf subalterne Frauen hat. Sie spiegelt das mit dem väterlichen Impetus: Diese »Verachtung von Schwäche«! Akribisch forscht sie nach, ob der Vater an Kriegsverbrechen beteiligt war. Sie befragt fernste Verwandte, die den in Marburg/Maribor (Slowenien) geborenen kannten, um auf eventuelle Perversionen zu stoßen. Doch nein: Vater Mühleisen war ein ernster Mann, der gerne Pferde zeichnete. Es gab keine brutale Ader. Hingegen erfährt die Tochter, daß nach dem Krieg in Slowenien »mindestens 70000 Männer, Frauen und Kinder bei Vergeltungsmaßnahmen« getötet worden seien. Dieses Buch legt nahe, wie schwierig es sein kann, in der Praxis Gut und Böse voneinander zu scheiden.



Mühl selbst war 1991 unter anderem wegen Sittlichkeitsdelikten, Unzucht mit Minderjährigen bis hin zur Vergewaltigung und Verstößen gegen das Suchtgiftgesetz zu sieben Jahren Haft verurteilt worden, die er vollständig abbüßte. Die österreichische Hautevolee pries ihn dennoch hernach mit Ausstellungen und Würdigungen. Mühl selbst hatte sich für die Offizierslaufbahn beworben und war Teilnehmer der verlustreichen Ardennenoffensive. Frau Mühleisen erwähnt das nicht. Es ist kompliziert genug.

ELLEN KOSITZA ■

Aufstand gegen die Aufklärung

Mark Sedgwick: *Gegen die moderne Welt. Die geheime Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts,* Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2019. 549 S., 38 €

Es ist beinahe unmöglich, in der politischen Rechten aktiv zu sein, ohne jemals auf Personen zu treffen, die sich – zeitweise oder längerfristig – als »Traditionalisten« bezeichnen und je nach Vorliebe auf (u. a.) René Guénon, Julius Evola, Alexander Dugin und Mircea Eliade rekurrieren. Dabei scheint der Traditionalismus oftmals esoterische Fluchtbewegung und intellektuelle Sinnsuche zugleich abzubilden, wobei bisweilen unklar bleibt, was Traditionalismus im Kern jeweils ausmacht. Inhalte und Formen wurden dutzendfach verschieden in diesen Terminus projiziert. Vom britischen Historiker Mark Sedgwick – er lehrte bereits in Oxford, Kairo und Aarhus – liegt nun die 2004 im englischen Original publizierte, grundlegende Traditionalismus-Einführung in deutscher Sprache vor. Die zeitliche Verzögerung der Übertragung bleibt ihr einziger Mangel, der auch dadurch nicht kaschiert werden kann, daß die deutsche Edition ein zusätzliches Kapitel (für die russische Ausgabe geschrieben) und einige punktuelle Aktualisierungen enthält.

Dieser Einschränkung ungeachtet ist vorliegendes Buch ein Geschenk des brillanten Autors an seine Leser, das einer Reise vielleicht nicht in die »geheime Geistesgeschichte« gleichkommt, wie der Untertitel andeutet, sehr wohl aber in entlegene, faszinierende, reizende, irritierende, abstoßende Bereiche der politischen Theorie und Ideengeschichte ebenso wie der Religionswissenschaft. »Reise« ist hier wörtlich und im übertragenen Sinne zugleich zu nehmen: Ob Ägypten, Rußland oder Italien – Sedgwick besucht Protagonisten respektive »Zeitzeugen« seines Gegenstandes. Er »reist« erkenntnislüstern durch Denksysteme von Sufis und Freimaurern, von zum Islam konvertierten Neofaschisten und Nationalbolschewiken, von Kritikern traditionaler Lehren wie manisch Gläubigen, von Wissenschaftlern und Sektenangehörigen. Er kombiniert dahingehend Berichte zu den Reisen mit akademischen Erörterungen und bietet auf Basis all dessen ein außergewöhnliches Panorama.

Sedgwick legt die Meßlatte in jedem Bereich hoch und stellt sein Forschungssujet, für das er merklich Sympathien entwickelte, auf den Podest: Er sieht den Traditionalismus nicht als marginal an, sondern als Avantgarde gegen den liberal-aufklärerischen Geist der westlichen Moderne (was allerdings diffus bleibt; es fehlen gerade *heutige* Exemplifikationen für diese gewagte These).

Traditionalismus meint ein vielschichtiges Phänomen mit vielschichtigen Optionen, die sich mitunter ausschließen. Im Kern wird »Tradition« aber durch Traditionalisten als ewige Wahrheit des Glaubens und Brauchtums verstanden, die der westlichen Welt seit dem 16. Jahrhundert abhanden gekommen wäre. Grob vereinfachend lassen sich drei traditionalistische Stadien skizzieren: Das erste Stadium ist in der Zwischenkriegszeit anzusetzen, als René Guénon, damals im Umfeld freimaurerischer Zirkel, die traditionalistische Philosophie – die Suche nach unvergänglichen Wahrheiten einer zeitlosen Weisheitslehre, beeinflußt durch Perennialismus und Hinduismus – entwickelte. Das zweite Stadium ist geprägt von unterschiedlichen Ableitungen aus Guénons Schriften – die größeren und bekannteren mündeten in diverse ekstatische Formen des Sufi-Islam und in Ausläufer einer faschistischen Revolte. Im dritten Stadium, nach den 1960er Jahren, machten sich traditionalistische Ideen auf, bis dato unerreichte Gegenden zu durchdringen und tauchten modifiziert zu den Umbruchszeiten von 1989/91 in Dugins Nationalbolschewismus und später Neoeurasismus ebenso auf wie in esoterisch-islamischen, nationalislamischen und islamistischen Zusammenhängen, wo sie bis heute überdauern und fortentwickelt werden. Selbst im italienischen Neofaschismus der Gegenwart sind traditionalistische Ansätze präsent; neben den »klassischen« Evolianern sind es Akteure wie Claudio Mutti, dessen Schlüsselschrift im verblichenen deutschen Regin-Verlag vorliegt, die von Sedgwick aufgesucht und in ihrer ganzen Ambivalenz – Mutti stammt aus dem aktivistischen Neofaschismus, ist Professor für Altphilologie, polyglott und frommer Moslem – vorgestellt werden. Es sind solche Einblicke und Perspektiven, die den schwer greifbaren Traditionalismus und seine zahlreichen Variationen doch irgendwie faßbar oder zumindest lebendig machen: Der Autor hat einen denkbar schweren Gegenstand gewählt und ihn so gut es geht bewältigt: welch' Seltenheit, welch' Lesegenuß.

BENEDIKT KAISER ■

Dämmerung im Abendland

Robert Kardinal Sarah (und Nicolas Diat): *Herr bleibe bei uns. Denn es will Abend werden.* Aus dem Französischen von Hedwig Hageböck, Kißlegg: fe-medienverlag 2019. 436 S., 19,80 €

»Es ist schlichtweg Wahnsinn, den Völkern einzureden, dass alle Grenzen abgeschafft werden. Gewiss hat es immer Migrationswellen gegeben. Die Suche nach einem besseren Leben, die Flucht vor Armut und militärischen Konflikten ist nichts Neues. Doch die heutigen Umwälzungen haben eine völlig andere Tragweite. Die Menschen nehmen unglaubliche Gefahren auf sich und der Preis, den sie zahlen, ist hoch«. An anderer Stelle heißt es: »Die Aufhebung der al-

ten Grenzen löscht die Identität der herkömmlichen Nationen aus. Die Wurzeln, die jahrtausendealte Geschichte und die Kultur der verschiedenen Länder haben keinerlei Gewicht mehr … Kein Wunder, wenn sich die Völker dagegen wehren, dass man ihre Identität und Geschichte, ihre Sprache und ihre Einzigartigkeit auslöschen möchte. Man will die Geschichte der Staaten auf dem Altar der finanziellen Interessen opfern. Doch das ist eine gefährliche Utopie«.

Wer so spricht, ist kein AfD-Politiker. Es handelt sich um Worte eines höheren geistlichen Würdenträgers im Vatikan, der von manchen Journalisten zum Kontrahenten seines Chefs hochgespielt wird. Nicht nur in der Frage der Zuwanderung dürfte es zwischen Papst Franziskus und Robert Sarah in der Tat einige Meinungsverschiedenheiten geben.

Trotz dieser klaren Aussagen mißverstände man den aus Guinea stammenden Kurienkardinal gänzlich, wenn man ihm unterstellte, für ihn wären weltlich-politische Angelegenheiten zentral. Stattdessen räumt er einem Leben aus dem rechten Glauben heraus, bezogen auf Christus, Priorität ein. Von diesem Mittelpunkt her liest sich seine Erörterung vieler Probleme in Kirche und Welt wie eine Aktualisierung der Spenglerschen Dekadenzperspektive aus katholischer Sicht: Glaubenskrise, Untergang des Abendlandes, moralischer Relativismus, entfesselter Kapitalismus und offenkundige Parallelen zum Niedergang des römischen Reiches. Neben den geistig-sozialen Sterbensprozessen, die an allgegenwärtigen Entwicklungen des Abendlandes auffallen, sieht er aber auch Erneuerungsbewegungen, wenn auch eher marginale. Trifft vielleicht heute ein, was Spengler prognostiziert hat?



Man könnte es meinen, wenn man Sarahs ausführliche Antworten in dem Interview-Band (mit Nicolas Diat) studiert, der der erfolgreichen Publikation *Kraft der Stille* folgt. Zuerst treibt ihn der Niedergang des kirchlichen Lebens um. Die Krise des Glaubens, des Priestertums und der Kirche werden analysiert. Die Ideale des Abendlandes schätzt er hoch. Er weiß aber, daß das christliche Erbe schon im 19. Jahrhundert mehr und mehr hinter die technisch-materiellen Errungenschaften zurückgetreten ist, die von Europa ausgegangen sind. In den letzten Jahrzehnten hat die tendenzielle Verdunstung des Glaubens neben anderen gravierenden Einschnitten dazu geführt, daß grundlegende moralische Maßstäbe verlorengegangen sind. Selbst früher für eindeutig gehaltene Lebensformen wie Ehe und Familie werden weithin neu definiert. Die »Kultur des Todes«, wie sie Papst Johannes Paul II. gegeißelt hat, Abtreibung und Euthanasie, ist natürlich ein wichtiges Thema des Gesprächs.

Es besteht kein Zweifel, welchen Vorbildern im Glauben Sarah besonders verpflichtet ist: Er scheut nicht davor zurück, sich häufig auf Joseph Ratzinger und Johannes Paul II. zu berufen. Gelegentlich streut er Aussagen des derzeit amtierenden Pontifex ein.

Sarah, der in jungen Jahren in seiner westafrikanischen Heimat vieles Schreckliche (in Form von Gewalt und Elend) erlebt hat, hält vornehmlich der wohlstandsverwöhnten Kirche in Europa den Spiegel vor. Kein Kleriker dürfte so sehr den besonders in Deutschland verbreiteten Versuchen, den Katholizismus in ein gestaltloses »säkulares Christentum« umzuformen, Widerstand entgegensetzen, wie er es tut. Den zeitgeistigen Synodalen hierzulande ist er ein Greuel. Und das ist gut so!

FELIX DIRSCH ■

Revolte für wen?

Alain Badiou: *Logik der Revolte. Bilder der Gegenwart II: Seminar 2001–2004,* Passagen Verlag: Wien 2019. 220 S., 29 €

Alain Badiou, Jahrgang 1937, ist Philosoph, Romancier, *Public Intellectual,* Mathematiker. Vor allem aber ist der maoistische Veteran so etwas wie der Grandseigneur der radikalen Linken Frankreichs. In dieser Funktion veröffentlicht er seit Jahrzehnten Band an Band (die magischen 100 Veröffentlichungen hat er überschritten), wobei sich wertvolle Lektüre und verzichtbare die Waage halten. Die *Logik der Revolte* paßt nun ausgerechnet zu keinem der beiden Pole. Nonchalant gesagt heißt das: Man kann sie lesen, muß es aber nicht. Das liegt auch am Charakter der Publikation: Sie versammelt am renommierten Collège international de philosophie (Paris) gehaltene Seminare Badious aus den Jahren 2001 bis 2004, und dementsprechend sind viele der Gedanken unterdessen an anderer Stelle formuliert worden.

Badious Hauptfeind war und ist der »zeitgenössische Nihilismus«. Er ist der alternativlosen kapitalistischen Logik der Gegenwart immanent und bringt mit sich, daß allem primär ein Warenwert zugeordnet wird, also auch Identitäten, kreativem Potential jenseits der Ökonomie, politischen Überzeugungen usw. Doch was dem entgegensetzen? Die Revolte! Allein, wie sie konkret aussehen muß, wer ihr Subjekt ist, was ihre Taktik, Methoden und Strategien anbelangt – all dies bleibt bei den ästhetisch-philosophischen Reflexionen wiederum im unklaren. Es scheint bei Badiou ein wenig wie bei Erweckungsgläubigen zu funktionieren: Eine wundersame Situation wird erwartet, in der das bis dato Undenkbare und Unmögliche denkbar und möglich wird. Es ist dieser metaphysische, quasireligiöse Subtext, der Badious materialistische Ansätze umgibt und vermutlich logisch erscheinen muß, wenn man seit über 60 Jahren auf revolutionäre Entwicklungen wartet.

Das bedeutet nicht, daß bei der Lektüre kein Erkenntnisgewinn lauert: Badious kritische

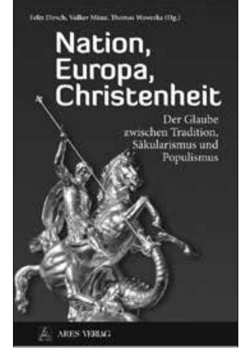
Gedanken zum Prinzip der »Tat« als Entgegensetzung zu jenem der »Verwaltung« sind bedenkenswert; seine Kritik des Konsumregimes ist zwar bekannt, aber pointiert; die Degradierung authentischer Politik zu einem Markt, auf dem austauschbare Werbefachleute reüssieren, erscheint nachvollziehbar; die Fundamentalkritik an der westlichen parlamentarischen Demokratie ist bissig; die Betrachtungen zu Amerikanismus und Antiamerikanismus bleiben trotz Irak-Krieg-Hintergrund zeitlos; die Ablehnung des hypermoralischen Gut-Böse-Kosmos transatlantischer Ideologen wird schmittianisch (ohne Carl Schmitt zu nennen) begründet; und der Liberalismus sieht sich schließlich als vielseitiger Komplex befehdet, der sich als recht erfolgreich darin erweist, unterschiedlichste Allgemeingüter als veraltet (oder ineffizient) zu denunzieren und »Figuren der Konsistenz von Staaten und Völkern zu zerstören«. Doch Badiou wird auch im zehnten Lebensjahrzehnt ebenjene Staaten und Völker nicht als die eigentlichen bewahrenswerten politischen Subjekte anerkennen – und so sucht er vermutlich in vielen weiteren Publikationen nach der Metaphysik der Bewegungskräfte, die sich einst praktisch gegen die Logik des liberalen Nihilismus wenden könnte.

BENEDIKT KAISER ■

Gott, erlöse das Denken!

Felix Dirsch, Volker Münz, Thomas Wawerka (Hrsg.): *Nation, Europa, Christenheit. Der Glaube zwischen Tradition, Säkularismus und Populismus,* Ares-Verlag Graz 2019. 240 S. 19,90 €

Der Nachfolger des Sammelbandes *Rechtes Christentum?* trägt einen typischen Sammelbandtitel, langweilig akademisch. Gerade bei Sammelpublikationen käme es jedoch auf Titelgebungen an, die man sich als Schlagwort, Slogan, zitierfähigen Problemkern merken kann.



Sei dies, wie es sei – im Inhalt ist kein Mangel an klugen Erörterungen derjenigen Kernprobleme, mit denen es ein im weiten Sinne verstandenes »rechtes Christentum« in diesen Tagen zu tun hat. Der Leser merkt, daß die meisten der Beiträger eben nicht aus der universitären Publikationsnotwendigkeit eines *publish or perish* heraus schreiben, sondern weil sie die gegenwärtige Krise des Christentums miterleben, mitempfinden (ja, auch darauf kommt es an: existentielles Mitempfinden und Mitkämpfen), nur eben im Gegensatz zu den laienhaften Lesern größtenteils solche Zeitgenossen sind, denen in ihrer Ausbildung theologisches Rüstzeug mitgegeben worden ist. »*Lieber Gott, erlöse das Denken! Kann nicht dank deines Zuspruchs und deines Zutuns auch das Denken zum Zudenken werden?*« Mit diesem herrlichen Kleinstgebet zitiert Lothar Mack den fast vergessenen Theologen und Philosophen Eugen Rosenstock-Huessy, der 1919 die Lage nach dem Ersten Weltkrieg mit der Lage des streitbaren Christentums parallelführte. »Ehrlos – Heimatlos« hieß dessen Aufsatz, den Mack nun seinerseits jeweils passagenweise auf die Gegenwart überträgt (teilweise kennt man sich in den Zitatschnipseln nicht gut aus, eine konzisere Darstellung hätte größere Wirkung entfalten können).

Denken muß zum »Zudenken« werden, sowohl in der pädagogischen Bedeutung des zu Gott hinauf gerichteten Denkens, als auch im Sinne einer notwendigen göttlichen Zutat zu unserem Denken. Der für den Beitrag von Daniel Zöllner maßgebliche Denker, der evangelische Theologe Friedrich Gogarten (1887–1967), befleißigte sich einer ganz ähnlich behutsam-existenzialistischen Sprache. Zöllner kann mit Gogarten erklären, warum die Säkularisierung nicht etwa, wie von Aufklärern und Reaktionären gleichermaßen angenommen, dem Christentum zuwiderläuft, sondern ihm grundsätzlich inhärent ist: der Mensch ist ein Wesen, das »nicht aus der Welt ist«, nicht aus sich selbst ist, sondern »zur Mündigkeit gegenüber den Mächten dieser Welt bestimmt«.

Im Sammelband *Nation, Europa, Christenheit* finden sich vier Typen von Aufsätzen:

Erstens solche, die historische, bibelexegetische und begriffsklärende Argumente bereithalten für die Diskussionen mit linken Christen und Atheisten, die wir rechten Christen ständig und immer wieder aufs neue mühsam zu führen haben: Nächstenliebe, Islam, Volk, Politisierung (von Volker Münz unter dem etwas vom Thema wegführenden Stichwort »Populismus« verhandelt). Hier sticht vor allem Thomas Wawerkas Aufsatz zu »Nächstenliebe und Barmherzigkeit« hervor, derjenige zum Islam-Thema von Jaklin Chatschadorian verbleibt größtenteils auf der christlichen *counter-jihad*-Ebene.

Zweitens versammelt das vorliegende Buch Aufsätze, die systematische Probleme aus rechter Sicht angehen, so der bereits zitierte über »Säkularisierung« oder derjenige von Daniel Führing zum – heute weitestgehend ausgebooteten – »Naturrechtsdenken«. Der dritte Typus sind Texte mit eigenem Appellcharakter: Weihbischof Athanasius Schneider richtet sich vehement gegen ein nachkonziliar verstandenes Wohlfühl- und Wohlstandschristentum, der Brand von Notre-Dame soll uns ein Zeichen Gottes sein. Aus dem ebenfalls eher appellativen Beitrag von André Thiele bin ich vor lauter Originalitätsanspruch als systematisch denkender Kopf nicht recht schlau

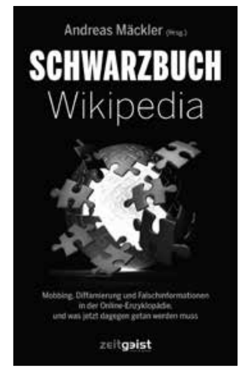
geworden. Der vierte Typus sollte in Sammelbänden zum Christentum aus dezidiert rechter Sicht stärker vertreten sein: Marc Stegherr führt schlicht und einfach umfassend in den »katholischen Traditionalismus« ein. Für Leser, die selbst nicht Teil der »Szene« sind, sondern nur abgestoßen von den Amtskirchen, braucht es vor allem solche Basisarbeit. Einer der Herausgeber, Felix Dirsch, trägt dazu ebenfalls bei, indem er die Frage, was eigentlich »rechts« oder »links« am christlichen Glauben und Denken ist, historisch nachzeichnet und gebührend klärt. Die Frage meines Jüngsten, ob Jesus eigentlich links oder rechts war, kann ich noch immer nicht beantworten, habe aber nach der Lektüre dieses Bandes viel mehr Hintergrundwissen dazu im Kopf, um solchen Fragen angemessen zu begegnen. Der Rest ist »Zudenken« und »pädagogischer Takt« (Johann Friedrich Herbart).

CAROLINE SOMMERFELD ■

Inside Wikipedia

Andreas Mäckler (Hrsg.): *Schwarzbuch Wikipedia. Mobbing, Diffamierung und Falschinformation in der Online-Enzyklopädie und was jetzt dagegen getan werden muss,* Höhr-Grenzhausen: Zeitgeist 2020. 364 S., 19.90 €

Als »freie Enzyklopädie« präsentiert sich Wikipedia in der Selbstdarstellung. Das »gemeinnützige Projekt« wurde 2001 von dem amerikanischen Internet-Unternehmer Jimmy Wales und dem Philosophie-Doktoranden Larry Sanger aus der Taufe gehoben. Zwei Monate nach der englischsprachigen Wikipedia wurde die deutschsprachige Seite gegründet. 2018 gehörte sie zu den fünf am meisten besuchten Internetseiten weltweit. In Deutschland kam sie 2019 auf Rang 6.



Wikipedia beruht auf dem »Wiki-Prinzip«, nach dem Besucher nicht nur die Inhalte einer Seite lesen, sondern auch unmittelbar eigenständig im Webbrowser verändern können. Hier liegen die Probleme der Seite begründet. Zum einen hinsichtlich der Ausbeutung von Arbeitskraft, wenngleich diese hier auf freiwilliger Basis geschieht. Trotzdem Wikipedia von der unbezahlten Arbeit ihrer Nutzer lebt, steht dahinter ein mittlerweile großer kommerzieller Apparat. Der Betreiberverein Wikimedia Foundation verfügt über ein jährliches Budget von über 90 Millionen Dollar, von dem knapp die Hälfte an 350 Angestellte fließt. Auch die 2004 gegründete Wikimedia Deutschland unterhält 100 Angestellte. Zugleich werden regelmäßig Spendenaufrufe an Leser initiiert, um Geld in die Kassen des Projekts zu spülen.

Zum anderen ist neben den fragwürdigen finanziellen Aspekten gerade in Deutschland der politische Aspekt augenfällig. Schon in der Anfangszeit des Projekts haben linke Kreise Wikipedia als Möglichkeit entdeckt, »antifaschistisch« motiviertes Mobbing nun effektiv in den Online-Bereich zu übertragen. Zuvor waren für das »Dreck Schmeißen« gegen politisch Unbequeme die Mittel begrenzt. Zum Brandmarken standen meist nur linksradikale Szene-Zeitschriften oder Bücher zur Verfügung. Nur wenige »Antifa«-Journalisten konnten gelegentlich denunzierende Beiträge im öffentlich-rechtlichen Fernsehen plazieren. Nun aber konnte man online viel weitere Schichten erschließen: Den ständig am Smartphone daddelnden Studenten oder Arbeitskollegen, den über Mitarbeiter googelnden Arbeitgeber oder den im Netz recherchierenden Journalisten, der als Multiplikator dient. Konservative oder Rechte verschliefen diese Entwicklung erwartungsgemäß und wurden zu Opfern. Einträge zu politisch umstrittenen Themen bekamen eine eindeutige Färbung. Einträge zu unliebsamen Personen verwandelten sich in subtile Steckbriefe. Dabei spielen komplette Unwahrheiten nicht die wichtigste Rolle. Stattdessen werden die Botschaften subtiler transportiert. Durch Sprache, durch kategorisierende Worte, die Menschen in Schubladen packen. Und durch eine selektive Auswahl von Fakten. Was das negative oder positive Bild stärkt, wird erwähnt und betont. Was diesem widerspricht, wird verschwiegen.

Der frisch erschienene Sammelband *Schwarzbuch Wikipedia* zeigt dies in vielen Details und Fallbeispielen. Es geht dabei um Vergleiche der unterschiedlichen Darstellung linker und rechter Autoren, um die Debatte zu Klimawandel und -leugnung, um den Umgang mit Feminismus-Kritikern, um die Einnahmeaktivitäten von Wikipedia. Darüber hinaus werden in den zahlreichen Aufsätzen Möglichkeiten erörtert, sich gegen das Wikipedia-Mobbing strategisch und rechtlich zu wehren.

Bei diesen Betrachtungen werden auch einzelne zwielichtige linke Aktivisten unter den Wikipedia-Autoren genauer unter die Lupe genommen. Bisweilen führen einzelne Beiträge dabei in den undurchsichtigen Dschungel der *edit-wars,* der für den Normalleser kaum zu durchdringen ist. Dennoch ist das Projekt ein wichtiger Meilenstein, der zeigt, wie man sich kritisch mit von links okkupierten Projekten auseinander zu setzen hat.

THILO STEIN ■

She has ready

Gertrud Höhler: *Angela Merkel. Das Requiem,* 2. Auflage, Berlin: Ullstein Buchverlage 2020. 351 S., 24.99 €

Unzählige Journalisten und Publizisten haben sich an der Dauerkanzlerin abgearbeitet, kamen aber auf keinen gemeinsamen Nenner – ob sie nun Langguth, Roll oder Reuth heißen. Schwie-

Institut für Staatspolitik – Studien



Institut für Staatspolitik
Die Grünen
Deutschenfeinde auf der Regierungsbank

52 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 38

Die beeindruckende Reihe von grünen Wahlerfolgen hat eine metapolitische Ursache. Keine Partei hat die gegenwärtig in Deutschland herrschenden Auffassungen stärker geprägt als Bündnis 90/Die Grünen. Die Themen, mit denen sie vor 40 Jahren angetreten sind, um die Bundesrepublik zu verändern, sind mittlerweile im Mainstream angekommen. Das gilt nicht nur für die Ökologie, das vermeintliche Thema der Grünen, sondern vor allem auch für Themen wie Gender Mainstreaming, Multikulturalismus, Homoehe und Pazifismus.
Aktualisierte und erweiterte Ausgabe!



Jan Moldenhauer
Japans Politik der Null-Zuwanderung
Vorbild für Deutschland?

40 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 35



Thor v. Waldstein
Wer schützt die Verfassung vor Karlsruhe?

30 S., geheftet, 5 €

Wissenschaftliche Reihe Heft 34

rigkeiten bereitete nicht nur ihnen, daß Angela Merkel, die geschickte Machttechnokratin, kaum durch Inhalte, sondern mehr durch taktisches Lavieren, kaum durch Überzeugungen, sondern in erster Linie durch Ausnutzen von Stimmungslagen aufgefallen ist. So kommt man ihrem Politikstil nahe: aufspringen auf den Zug, wenn man weiß, wohin er fährt. Ein Musterbeispiel hierfür ist der Willkommensüberschwang von 2015/16, den kurzzeitig fast die gesamte »Qualitätspresse« mitgetragen hat. Daß man vorher anders darüber geredet hat: egal. Alles schnell revidiert.

Gertrud Höhler, erfolgreiche Unternehmens- und Politikberaterin sowie Bestsellerautorin, legte bereits vor einiger Zeit zwei viel beachtete Titel zur Gegenwartspolitik vor: *Die Patin,* die die scheinbar Alternativlose unter die Lupe nahm (und nicht ohne berechtigte Einwände geblieben ist), als auch die eher systemanalysierende Studie *Demokratie im Sinkflug*. Nunmehr untersucht sie im *Requiem* die Schlußphase einer Ära, die, je länger sie andauert, desto katastrophalere Ausmaße offenbart. Höhler arbeitet nun den Weg zur »BED« heraus, zur »Bundesdeutschen Einheitspartei«. Diese Entwicklung hat sich lange abgezeichnet. Wie in einem Brennspiegel bündelte sich dieser Trend in einem unlängst die Republik aufwühlenden Ereignis: Das Thüringer Politik-Chaos kann insofern als Zäsur gelten, als es bisher nur Vermutetes in den Rang einer Tatsache erhoben hat. Nirgendwo hat sich der langjährige CDU-Niedergang derart manifestiert wie in der Rolle des Thüringer Landesverbandes als Steigbügelhalter der umbenannten Mauermörder-Partei.

Wie nähert sich Höhler der unbekümmerten Alleinherrscherin, für deren Regentschaft nur schwer analytisch belastbare Kategorien zu finden sind? Die »Schlafsaalgouvernante« lulle mit ihrer Symbolpolitik alle ein, so das zentrale Urteil. Mit dieser Taktik umarmte sie den Koalitionspartner, dessen Agenda (»Ehe für alle«, Energiewende, Migrationspolitik, Abschaffung der Wehrpflicht und so fort) sie weithin übernahm – bei gleichzeitiger Verzwergung der Merkelpartei. Die vergrünte CDU fungierte ebenso, wider Willen natürlich, als Geburtshelferin der AfD, die das entstandene Vakuum gefüllt hat. Für Merkel sicherlich ein Schönheitsfehler!

Was den archimedischen Punkt der politischen Entscheidungen Merkels anbetrifft, so kommt die Autorin zu einer nicht überraschenden Erkenntnis: Dieser sei im »kollektiven Trauma« des Landes zu finden, das als Ausgangspunkt für neue Maßlosigkeit und Größenwahn dient. Die grassierende Hypermoral auf allen relevanten politischen Feldern (Rettung der »Flüchtlinge«, Rettung des Euros und Rettung des Klimas) stellt (in Abwendung vom angeblich in die Diktatur mündenden deutschen Sonderweg) den Umschwung des Pendels auf die andere Seite dar. Diese Grundlinie läßt sich relativ leicht in der politischen Praxis ausbuchstabieren. Einige Stichworte dazu lauten: Multilateralismus, Multikulturalismus, Entpolitisierung und Antipopulismus, der legitime Interessen des eigenen Volkes negiert. Neben dieser Grundlinie kann die Machthaberin auf deutsche Tugenden bauen: Ehrfurcht vor Autoritäten, Anpassungsbereitschaft und Sorge um den eigenen Status, um nur wenige zu nennen.

Höhlers Erörterungen und Wertungen verbleiben im begründbaren Radius bürgerlich-konservativer Ansichten. Das zeigt sich auch in ihrem Fazit, nach dem Merkel sich ein »everything goes« zur Leitlinie mache. Ein wenig getrübt wird das Lesevergnügen durch Höhlers Faible für neudeutsches Vokabular: *pathfinder, brainfood, future community, soft determination, brainware, splitminded* und viele andere. Es kann wohl nicht die Intention der Autorin sein, das Verständnis des interessanten Textes durch kaum verständliche Fremdwörter zu erschweren.

FELIX DIRSCH ■

Soziale Frage, gelber Protest

Guillaume Paoli: *Soziale Gelbsucht,* Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2019. 161 S., 15 €



Wer die »Soziologie der Gelbwesten« von François Bousquet in der 89. *Sezession* (April 2019) gelesen hat, wird sich fragen: Wozu noch dieses Büchlein Guillaume Paolis erwerben?

In der Tat drängt sich diese Frage bei der ersten Betrachtung auf. Bousquet hat alles Bedeutsame zum französischen Gelbwestenkomplex verdichtet dargelegt, so eloquent wie gewitzt in der Formulierung, so politisch wie metapolitisch in der Dimension. Er beschrieb, wie die *Gilets Jaunes* die Verkehrskreisel besetzten, wie sie Protestcamps auf den zahllosen Kreuzungen der Landstraßen errichteten, wie sie landesweit wilde Versammlungen abhielten, schließlich in Paris das Herz der Stadt eroberten, wie das politisch-mediale Establishment schlingerte und mit Repressionen konterte, kurz: der Chefredakteur des Magazins *éléments* veranschaulichte, wo, weshalb und wie das periphere Frankreich sich erhob. Ähnliches hat nun eben Guillaume Paoli vor, ebenfalls Franzose, wenngleich nicht aus der *Nouvelle Droite* stammend, sondern aus einer undogmatischen, popularen Linken, wie sie in Deutschland, von Einzelpersonen abgesehen, nicht existiert. Dabei sind sich die Autoren in ihrer Analyse weitgehend ähnlich und einig.

Auf den zweiten Blick lohnt die Paoli-Lektüre dennoch, und zwar aus vier Gründen.

Erstens zielt Paoli ausführlicher auf die sozialpolitische Dimension ab. Er verkündet die Rückkehr der sozialen Frage mit der ihr innewohnenden Vielfalt und Härte und prüft das Gelbwestenphänomen entlang der Maxime »Wie kann man sich dem unheilvollen Gang der Dinge effektiv widersetzen?« Paolis dahingehende Überlegungen über die selbstbewußte Sichtbarwerdung jenes Teils der Bevölkerung, der bisher selten wahrgenommen wird, und das als »frühaufstehendes Frankreich« der Arbeiter und unteren Mittelschicht auch sein Pendant in Deutschland und anderswo finden dürfte, legen dem Leser nahe, daß jede spürbare politische Bewegung – auch ohne manifeste Erfolge oder gar eine »Revolution« – etwas hinterläßt, etwas lehrt, etwas verändert.

Zweitens verknüpft Paoli die Versuche der Revolte in Frankreich mit globalen Protesterscheinungen. Der gelbwestenverursachte Neologismus *dégagisme* (gewissermaßen: »Hau-ab-ismus«) hat mit dem »No nos representan!« (Sie vertreten uns nicht!) der spanischen *Indignados* oder auch mit dem »Que se vayan todos!« (Sollen sie alle gehen!) argentinischer Erhebungen die reine Negativität gemein: Man ist sich einig, daß das Bestehende weg muß! Daß die Eliten falsche sind, daß »es« aufhören muß – doch das »Danach« ist unklar. Es zählt der sichtbare, wütende und bewegende Protest als Signal kollektiver Selbstermächtigung gegen ein volksfernes, selbstreferentielles Establishment.

Drittens zeigt Paoli auf, daß in Zeiten hybrider Identitätspolitik und immaterieller Konflikte der Herrschenden das arbeitende Frankreich nach wie vor materielle Fragen stärker betreffen, verärgern, mitunter mobilisieren, als der Öffentlichkeit oktroyierte Nischendebatten akademisch-urbaner Linkszirkel.

Viertens und abschließend ist es jene Schelte zeitgenössischer linker Autoren, die Paolis Büchlein lesenswert macht: Ob allgemein gegen die »linksintellektuellen Divas« des Hauptstroms, die die Gelbwesten als zu plebejisch verwerfen; ob gegen Slavoj Žižek, Alain Badiou und Chantal Mouffe, die auf ihre Weise jeweils am Phänomen Gelbwesten verzweifeln – Paoli teilt aus, fundiert, bisweilen zynisch, stets angemessen. Auch sein eigentlicher Kompagnon Bernd Stegemann, der mit seinem »Aufstehen«-Versuch krachend scheiterte, wird für eine distinguierte »Gott-sei-Dank-gibt-es-bei-uns-keine-Gelbwesten«-Praxisferne abgewatscht: Paoli verweist unter namentlicher Nennung des Berliner Dramaturgen darauf, daß »soziale Konflikte nicht unweigerlich von ihren theoretischen Befürwortern gutgeheißen« werden, »wenn sie einmal konkret erfolgen«. Und so ist die Empörung des französischen Hinterlands gegen das Zentrum nichts, womit die intellektuelle Linke jenseits von Paoli warm wird. Man kann davon ausgehen, daß dies bei vergleichbaren Entwicklungen im Deutschland der Zukunft ähnlich sein dürfte: Theoretische Volksferne schlägt sich unweigerlich auch in der Praxis nieder.

BENEDIKT KAISER ■

Hybris mal zwei

Christian Goeschel: *Mussolini und Hitler. Die Inszenierung einer faschistischen Allianz,* Berlin: Suhrkamp Verlag 2019. 476 S., 28 €

Es gibt kaum Bedarf an weiteren Hitler- und Mussolini-Wälzern. Legen Autoren trotzdem solche vor, sollten sie für den historisch-politisch aufgeschlossenen Leser einen Mehrwert mit sich bringen: Verwendung bis dato unerschlossener Dokumente, erstmalige Übersetzungen von Briefen oder Niederschriften, innovative Deutungsansätze usw. Verschiedene Autoren sind dagegen in den letzten Jahren daran gescheitert, ein entsprechendes Wissensplus zu vermitteln (vgl. die Rezensionen zu Hans Wollers Mussolini-Biographie in der 73. und zu Werner Bräuningers *DUX*-Großessay in der 83. *Sezession.*)

Mit Christian Goeschels Analyse der weltanschaulich, strategisch und menschlich ambivalenten Beziehung zwischen Benito Mussolini und Adolf Hitler liegt nun ein weiterer Versuch vor, der von Ian Kershaw bis Richard Evans prominente Lobredner fand. Und in der Tat verfügt die reibungslos aus dem Englischen übertragene Studie des in Manchester lehrenden Historikers über lesenswerte Perspektiven.

Goeschel zeigt quellensatt, warum die Allianz zwischen Rom und Berlin respektive zwischen den beiden Diktatoren – mit ihnen stand und fiel die »Achse« – keine ideologische Liebesheirat der späten 1930er Jahre war, sondern von Zufällen, Neid, Stereotypen und Stimmungsschwankungen (von Euphorie bis Defätismus) geprägt war. Es wird deutlich, daß in der Polykratie des Nationalsozialismus unterschiedliche Deutungen des faschistischen Phänomens zirkulierten, die von anvisierter Nachahmung bis zu schroffer Ablehnung reichten (was umgekehrt in Italien in bezug auf das deutsche NS-Gebilde noch stärker galt). Dies wird ebenso dargestellt, wie Unterschiede in Wesen und Vorgehensweise der beiden Porträtierten unter den spezifischen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen, die sie umgaben, greifbar werden. Auch militärhistorische Aspekte werden dem Leser vermittelt. Ob Mussolinis Forderungslisten an deutsche Stellen, der Hinweis auf seine konstanten Investitionen in die Befestigung des anvisierten *Vallo Alpino del Littorio* an der italienisch-deutschen Grenze oder seine imperiale Sehnsucht inklusive diverser Annexionsfehlschläge – Goeschel zeichnet das Bild eines beharrlichen außenpolitischen Scheiterns, das in



der Hybris des *Duce* begründet lag, was Hitler zunehmend erzürnte. Auch bezüglich Hitler kann Goeschel – bekannte – Fakten zusammentragen, die u. a. seinen Hang zu unumstößlichen Pauschalurteilen und eine manisch-aggressive Kritikresistenz ebenso veranschaulichen wie sie den Wandel der Hitlerschen Mussolini-Verehrung Anfang der 1920er Jahre hin zu einer ausgereiften Mißachtung bis ins gemeinsame Todesjahr 1945 entfalten.

Trotz lesenswerter Aspekte überwiegen Mängel. Das beginnt bei ungenügenden terminologischen Einsichten. Das führt dazu, daß Hitler und Mussolini als die »beiden wichtigsten faschistischen Staatsmänner« eingeführt werden, ohne daß geklärt wird, weshalb Hitler überhaupt »Faschist« gewesen sein soll. Es fehlt ohnehin jede Erklärung, was unter »Nationalsozialismus« und »Faschismus« verstanden wird, was problematisch erscheint, wenn wiederholt betont wird, daß es Widersprüche und Unterschiede zwischen beiden Ideologien (und ihren prominentesten Verkörperungen) gab, ohne daß skizziert wird, worin diese bestanden. Neben einer mangelhaften ideenpolitischen Klarheit ist der stellenweise aufkommende Plauderton anzuführen. Wenn Goeschel über Mussolini höhnt, daß man »von einem zähen faschistischen Kämpfer« erwartet hätte, daß er stark bleibe und sich keine »schwere Erkältung« zuzöge, ist man irritiert; wenn geraunt wird, Mussolini hätte trotz Österreich-Krise 1938 noch Zeit gefunden, »mit (Clara) Petacci ins Bett zu steigen«, fühlt man sich eher an eine schlüpfrige Kolumne aus dem Boulevardblatt *The Sun* als an eine Ausarbeitung eines Dozenten diverser englischer Universitäten erinnert. Hinzu kommen kontinuierliche persönliche Wertungen, aber auch Überinterpretationen: Worin besteht etwa die vom Autor dramatisierte Drohung Goebbels gegen Mussolini aus dem Jahr 1941, wenn der Propagandaminister sie exklusiv seinem privaten Tagebuch mitteilte – benötigt eine Drohung keinen Empfänger?

Auch Goeschels *Mussolini und Hitler*-Wälzer fehlt es damit an befriedigendem Mehrwert für den Leser und ist: verzichtbare Lektüre.

BENEDIKT KAISER ■

Boden, Heim, Scholle

***Gartenstadtbewegung: Flugschriften, Essays, Vorträge und Zeichnungen aus dem Umkreis der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft*, hrsg. und benachwortet von Tobias Roth, Berlin: Das Kulturelle Gedächtnis 2019. 256 S., 24 €**

»In letzter Zeit sind Umfragen gehalten worden, aus denen hervorgeht, wie weit die Naturentfremdung bei Kindern der Großstädte vorgeschritten ist: Die meisten hatten nie einen Sonnenaufgang gesehen, viele waren noch nie in einem Walde gewesen, kannten den pflügenden Bauern nur aus dem Anschauungsunterricht.« Diese Klage erhob 1909 Hans Kampffmeyer, ein heute vergessener Vordenker der Gartenstadtbewegung. Diese Bewegung sah in der Errichtung von großzügigen Siedlungen mit genügend Land für die Selbstversorgung die Lösung für fast alle Gebrechen der Gesellschaft um 1900. Sie war ein wichtiger Bestandteil der Lebensreformbewegung, die seit den 1890er Jahren versuchte, einen Ausweg aus Massenzivilisation und formierter Gesellschaft zu finden und das Elend des in Hinterhöfen hausenden Proletariats zu mildern.

Hier fanden viele Reformwillige zusammen, da es nicht nur um das Häuschen im Grünen ging, sondern um weiterführende Fragen einer Bodenreform, der Volksgesundheit und des Menschenbildes, das sich nicht an Profitmaximierung orientieren sollte. Die Gartenstadt-Idee wurde aus England importiert und bei uns vor allem von der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft propagiert. Aus deren reger Tätigkeit sind in dem vorliegenden Band repräsentative Dokumente versammelt. Zeitlich stammen sie sämtlich aus den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, inhaltlich bewegen sie sich zwischen philosophischem Essay und Werbeprospekt. Der Herausgeber hat bewußt diese Heterogenität abgebildet. Seine These: Auch im Fall der Gartenstadt stand am Ende der Ausverkauf einer Idee, weil sich unter den Gesetzen der Verwertung keine andere Entwicklung denken läßt. Die bis in die dreißiger Jahre errichteten Gartenstädte gehören heute zu den begehrten Wohnlagen, selbst die »vorstädtischen Kleinsiedlungen«, die in der Weltwirtschaftskrise aufgrund einer Notverordnung von Arbeitslosen errichtet wurden, zählen dazu.

Zu dem mit zeitgenössischen Entwürfen illustrierten und äußerst ansprechend gestalteten Band hat Herausgeber Tobias Roth ein Nachwort beigesteuert, in dem die wichtigsten Protagonisten vorgestellt und die Entwicklung nachgezeichnet wird. Erklärt wird auch die Reserviertheit, mit der heute der Losung »Zurück aufs Land!« begegnet wird: »Boden, Heim, Scholle, Leib, Selbstversorgung und Innenkolonisation, die Begriffe und Konzepte werden ab 1933 den Grünspartakisten von den Braunhemden abgerungen – und bleiben auf Jahrzehnte hinaus damit verseucht, teils bis heute.«

Am Ende des Bandes gibt es eine kryptische Widmung an ein Grundstück, das 1919 für die Siedlung Neu-Trudering vermessen wurde. Welcher Grund mag sich dahinter verbergen? Gerade Neu-Trudering stand unter keinem guten Stern, weil seit der Eröffnung des Flughafens Riem 1939 die Folgen der Stadtnähe deutlich spürbar wurden.

Interessant ist darüber hinaus der Verlag, in dem das Buch erschienen ist. Das Kulturelle Gedächtnis existiert seit drei Jahren. Sein Anspruch: »Aktuelle Themen, aber nicht aus der Hektik der Gegenwart betrachtet, sondern aus historischer Perspektive, aus dem kulturellen Gedächtnis heraus: Um zu zeigen, dass die Probleme von heute nicht einzigartig sind.«

FRITZ KEILBAR ■

Sezession

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 72 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2020 im achtzehnten Jahrgang.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- 50 € im Normalbezug,
- 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- 75 € im Förderabonnement,
- 60 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2020

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei *Sezession*-Hefte aus dem Archivbestand mitgeliefert.

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra

Überblick 2020, 18. Jahrgang



Heft 94 / Februar / 11 €
Thema: »Lektüren«
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Ivor Claire
Warum lesen?

Götz Kubitschek
Warum schreiben?

Erik Lehnert
Geschichtsdenker

David Engels
Tolkiens Reich



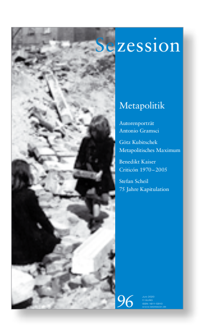
Heft 95 / April / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Peter Turchin

250 Jahre
Friedrich Hölderlin

Erik Lehnert
Der Cant

Konstantin Fechter
Kapp-Putsch 1920



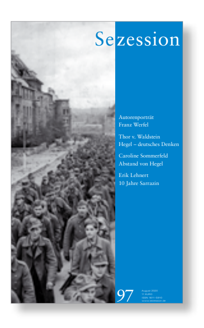
Heft 96 / Juni / 11 €
Thema: »Metapolitik«
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Antonio Gramsci

Götz Kubitschek
Das metapolitische Maximum

Benedikt Kaiser
Criticón 1970–2005

Jonas Schick
Gesellschaftlicher Stoffwechsel



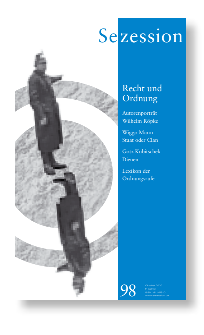
Heft 97 / August / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Franz Werfel

Thor v. Waldstein
Hegel – deutsches Denken

Caroline Sommerfeld
Abstand von Hegel

Erik Lehnert
10 Jahre Sarrazin



Heft 98 / Oktober / 11 €
Thema: »Recht und Ordnung«
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Wilhelm Röpke

Wiggo Mann
Staat oder Clan

Götz Kubitschek
Dienen

Lexikon der
Ordnungsrufe



Heft 99 / Dezember / 11 €
offenes Heft
72 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt
Heiner Müller

Jonas Mahraun
100 Jahre Celan

Martin Lichtmesz
Mishima vor 50 Jahren

Kemal Cem Yilmaz
Beethoven und ich

O der Menschenkenner!
er stellt sich kindisch mit Kindern.
Aber der Baum und das Kind suchet,
was über ihm ist.

FRIEDRICH HÖLDERLIN, »FALSCHE POPULARIÄT«,
EPIGRAMM